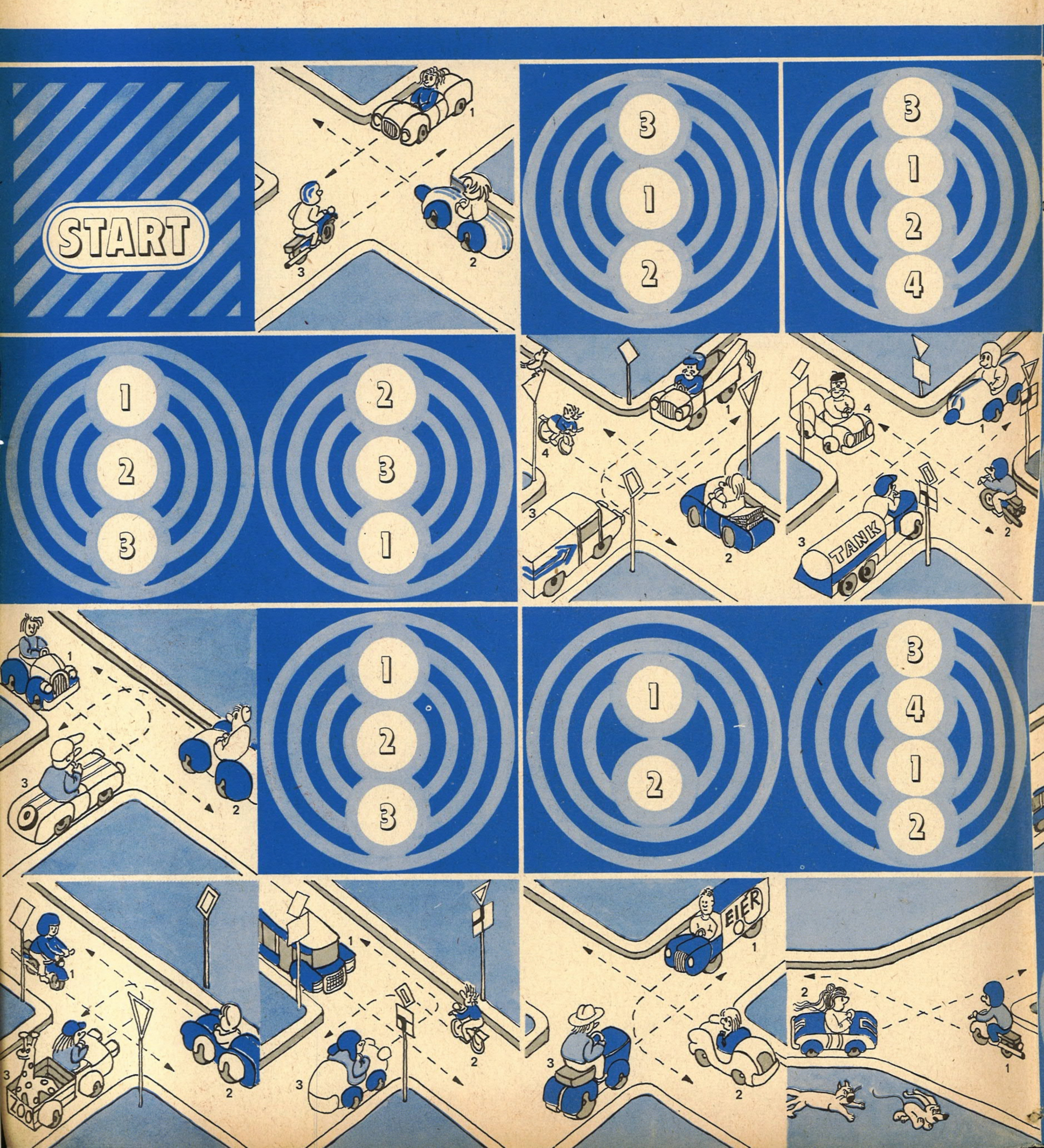

FRÖSI
8/85
PIONIER-
MAGAZIN
FÜR MÄDCHEN
UND JUNGEN
DER DDR
PREIS 0,70 M
ISSN 0323-8806

Wer fährt wann?





FRÖSI
8/85
PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN
Zeichnung:
Horst Alisch
BESUCHT
MICH AU
SEITE
32
Ich kann
leider nicht kommen

Zum Bild des Monats

Vom Zauber japanischer Farbholzschnitte



Kitagawa Utamaro (1753–1806), Toilettenszene, Farbholzschnitt aus der Serie: „Die sieben neumodischen Komachi", Ende 18. Jh.

Japan im 17. und 18. Jahrhundert.
Kaufleute und Handwerker, die zu Reichtum gekommen waren, wollten sich ihre Wohnungen mit Bildern schmücken, auf denen Theaterszenen oder schöne Frauen in ihren prächtigen Kimonos zu sehen sind. Viele Maler schufen deshalb in ihrem Auftrag Bilder aus dem Vergnügungsleben der Großstädte Tokio, das damals Edo hieß, Kyoto und Osaka. Um aber der großen Nachfrage nach mehr und billigeren Kunstwerken gerecht zu werden, griffen die Künstler auf den Holzplattendruck zurück, mit dem schon lange vorher Bücher illustriert worden waren.
Die Bilder wurden mit Holzschnitzmessern in Kirschholzplatten eingeschnitten. Das, was als schwarze Zeichnung erscheinen sollte, blieb erhaben stehen, wurde mit Tusche eingefärbt und auf ein Blatt Papier abgedruckt. So entstand ein Schwarz-Druck. Maler lieferten die Vorzeichnung, Holzschneider schnitzten danach die Holzplatte, Drucker und Verleger sorgten für den Druck. Um farbige Bilder zu erhalten, wurden die Blätter mit der Hand koloriert (ausgemalt). Auch wählte man einzelne Blätter aus und gab ihnen das Format großer Malereien. Später druckte man die Einzelblätter von zwei Farbplatten, die man verschieden einfärbte. 1765 schließlich war es möglich, zehn Farben und mehr von verschiedenen Platten auf ein und dasselbe Blatt zu bringen, weil man Paßmarken an den Ecken der Holzblöcke einschnitzte, die ein Neben- und Übereinanderdrucken der Bildteile ohne Verschiebungen ermöglichten.
Derjenige, der diese Technik des Vielfarbendrukkes als erster benutzte, war Suzuki Harunobu (unser Bild des Monats). Er schildert einen Vorgang aus einem Innenraum, in dem eine Frau, ein Buch lesend, dargestellt ist, während ihr eine zweite über die Schulter sieht. Es kam ihm dabei nicht auf die anatomisch richtige Zeichnung an, sondern auf die elegante Haltung der Frauen, ihre verschiedenfarbigen Kimonos, die sie übereinander trugen, und das mit Kämmen verzierte Haar. Der äußere Kimono war meist mit prächtigen Mustern geschmückt. Eine besondere Rolle spielte der breite Gürtel, Obi genannt, der vorne gebunden werden bzw. lose herunterhängen oder hinten zu einer Schmetterlingsschleife und auch zu einem Kissen aufgesteckt werden konnte.



Kitagawa Utamaro, „Holzschneiderinnen bei der Arbeit"



Utagawa Toyokuni I. (1769–1825), „Zwei Frauen im Boot bei Schnee", Farbholzschnitt, um 1810

Auf einem anderen Druck zeigt Meister Kitagawa Utamaro die Morgentoilette einer schönen Frau. Während diese nur mit einem locker übergeworfenen Hauskimono bekleidet ist, frisiert eine Dienerin ihr das lange Haar. Aus dem Schriftband über dem Fächer geht hervor, daß es sich hierbei um einen Vergleich mit der berühmten Dichterin Ono no Komachi handelt.
Bei der Betrachtung dieser Blätter fällt auf, daß die Personen nicht plastisch und rund, sondern flächig und ohne Schatten gezeichnet sind. Es sind auch keine Gegenstände zur Raumandeutung hinzugegeben. Die Figuren stehen mit ihren Kimonos als schöne Farbflächen vor dem bräunlichen Hintergrund.
Anders ist es bei dem Druck von Utagawa Toyokuni. Hier wird ein landschaftlicher Hintergrund angedeutet. Vorn aber stehen zwei Frauen mit Schirmen in einem verschneiten Boot. Sie haben Tücher gegen die Kälte umgebunden und tragen Holzschuhe mit hohen Stegen, um nicht im Schnee zu versinken. Die weißen Schneeflocken sind, ebenso wie die Namen der Frauen, aus dem grauen Hintergrund ausgespart.
Das für japanische Holzschnittkünstler typische Nebeneinanderstellen von gut aufeinander abgestimmten Farbflächen (ohne Plastizität und Schatten) hat viele europäische Maler in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Farbgebung ihrer Bilder beeinflußt – so auch Vincent van Gogh, Paul Gauguin, Edgar Degas und Henri Toulouse-Lautrec.

Dr. Reneé Violet

Fotos: Staatliche Museen zu Berlin

Wie aus einem GUSS

Über die Entstehung des Ernst-Thälmann-Denkmals von Lew Kerbel

Früher, so sagt er, hat er Denkmäler nur so im Vorbeigehen aus den Augenwinkeln angeguckt. Wenn er jetzt eines aus der Ferne sieht, muß er hin, es von allen Seiten unter die Lupe nehmen, wenn es geht, anfassen. Manfred Wermuth, früher Gießer im Maschinenbau, ist Leiter der Kunstgießerei des VEB Lauchhammerwerk. Dort werden Plastiken in Metall gegossen, von fingerlangen bis zu viele Meter großen. Der Bildhauer bringt sein Modell, aus Gips geformt, in die Kunstgießerei. Er vertraut darauf, daß die erfahrenen Arbeiter – Bildgußformer und Ziseleur heißen ihre Berufe – jede Feinheit seines Werkes in Metall genau nachbilden. Als wir in Lauchhammer waren, wurde gerade ein Stück des Thälmann-Denkmals für Berlin-Prenzlauer Berg gegossen. Der sowjetische Bildhauer, Professor Lew Kerbel, hat sein Modell natürlich nicht so einfach in einem Gütertaxi nach Lauchhammer gebracht, denn es ist dreizehn Meter hoch und mußte erst in 270 Teile zerlegt werden. Mit diesen Teilen arbeiten nun die Kunstgießer. Aus ganz feinem Sand, dem sich jede Einzelheit genau einprägt, fertigen sie einen „Abdruck" des Modells an – die Form für den Guß. Sie wird bei großen Temperaturen verfestigt. In Tiegeln schmilzt dann die Bronze zu einer glühenden Flüssigkeit. Schmelzer und Gießer kennen den richtigen Zeitpunkt für den Guß. Mit langen Zangen tragen vier Gießer zwei jeweils 250 Kilogramm schwere Tiegel zur Form und füllen das glühende, zischende, funkensprühende flüssige Metall hinein. In wenigen Sekunden ist dieses so sorgfältig vorbereitete Schauspiel vorüber. Die Bronze in der Form muß nun erkalten und erstarren. Dann kann die Sandform entfernt und das Teil bearbeitet werden. „Polieren" würden wir dazu sagen, die Kunstgießer nennen diese Arbeit, bei der die Bronze ihr endgültiges, glattes, matt glänzendes Aussehen erhält, „Ziselieren".

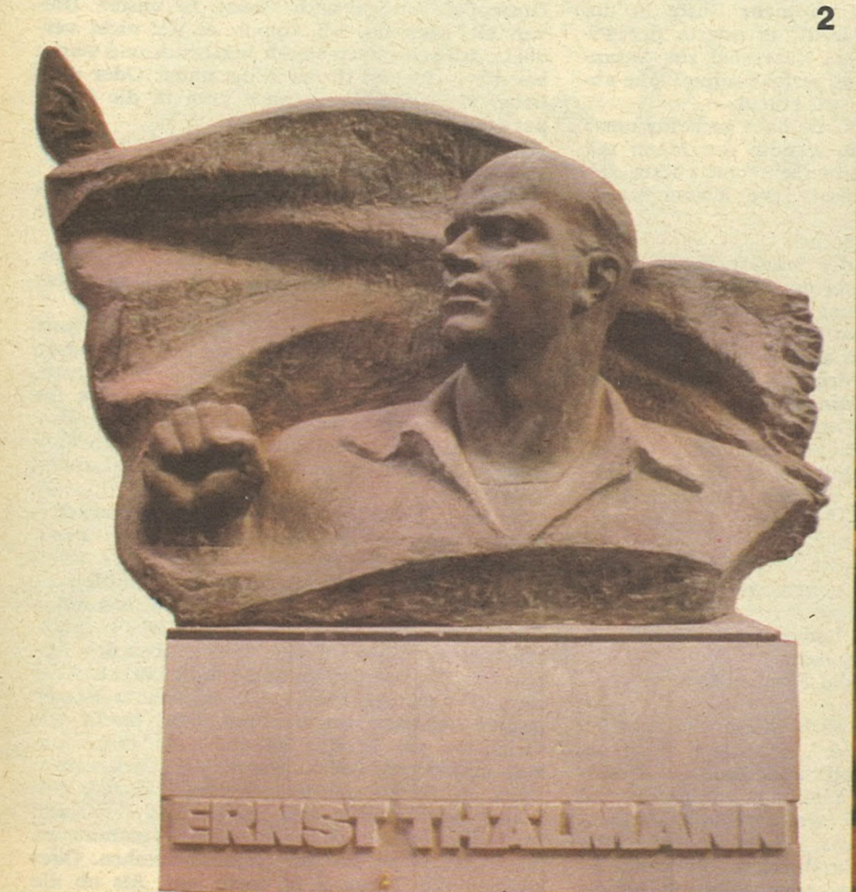
Monatelang dauert es, bis alle Teile des großen Thälmann-Denkmals gegossen sind. An jedem Tag entsteht nur ein Stück. Wenn das letzte Teil fertig ist, fährt eine Brigade aus Lauchhammer nach Berlin, um alles zum Ganzen zu fügen. Im Thälmannpark, inmitten neuer Häuser für Tausende von Menschen und vielen neu gepflanzten Bäumen, wird das Denkmal zum 100. Geburtstag Ernst Thälmanns 1986 eingeweiht. Keine Schweißnaht wird dann mehr zu sehen sein. Die Kunstgießer aus Lauchhammer wollen Thälmann mit einer Arbeit „wie aus einem Guß" ehren.

Text: Constanze Treuber
Fotos: Lothar Willmann

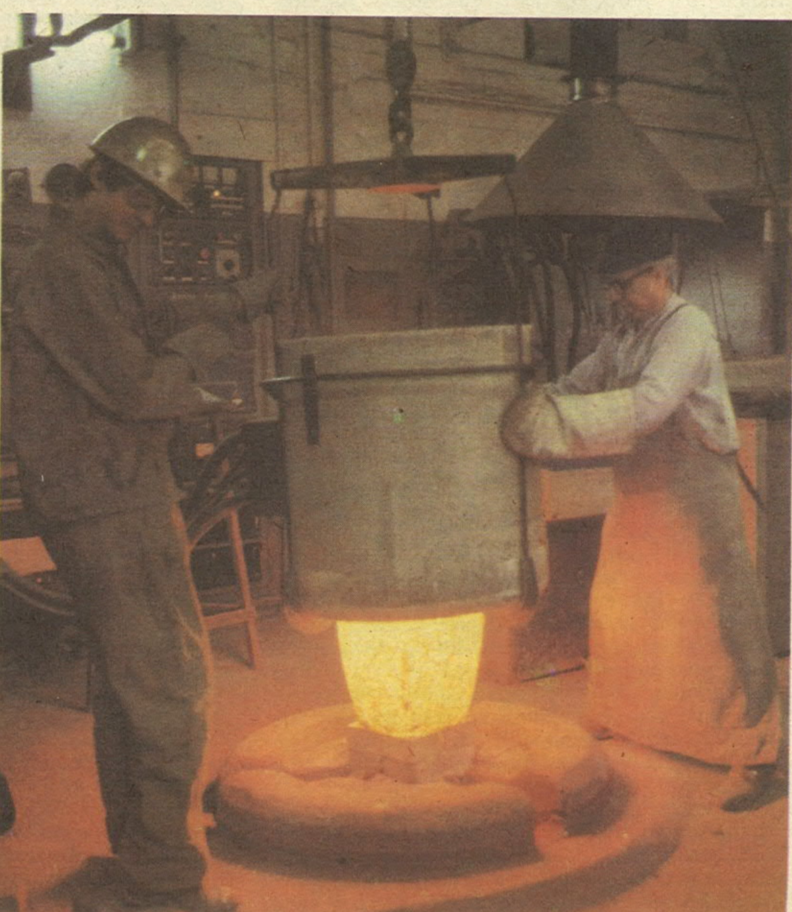
1. Ziselieren der Faust
2. Modell des Thälmann-Denkmals
3. Schmelzen der Bronze



1



2



3

Das Verbrechen des Galilei

WALTER BASAN

Zeichnung: Gerhard Goßmann

Der Wirt der Schenke „Zu den drei Pinien" von Lugano am Fuße der italienischen Alpen konnte im Stehen schlafen. Aber er tauchte stets zur rechten Zeit aus seinen Träumen wieder auf. Wenn sich jemand um die Zeche drücken wollte beispielsweise. Er hatte es hundertfach geübt. Und die vorletzte Stufe der Treppe zwischen Fremdenzimmern und Hof leistete ihm dabei gute Dienste. Sie knarrte nämlich. Und also knarrte sie auch an diesem frühen Nachmittag im April des Jahres 1632.
Theo Bombastus, der gemeinsam mit seinem Hund leichtfüßig abwärts schlich, ärgerte das. Der Wirt, der solange zwischen zwei Weinfässern gedöst hatte, war sofort im Bild.
„Wie rücksichtsvoll von Euch, meine Treppe zu schonen", sagte er betont freundlich zu dem Schausteller. Dabei kratzte er sich ausgiebig Schulter und Arm.
„Dem Signore zuliebe", antwortete der Gast. „Verträgt keinen Lärm." Er deutete mit dem Daumen eilfertig nach oben. „Ein gelehrter Mensch mit feinen Nerven, dieser Signore Tartini."
„Ein wunderlicher Kauz ..."
„Ich soll zwei Briefe für ihn mitnehmen, wenn ich über's Gebirg wieder zurück nach Norden ziehe", tat sich Bombastus wichtig. „Sein Diener oder Schreiber hat mir im Vertrauen gestanden, der Alte sei Professor der Mathematik."
„Brotfresser, aber nicht Professor", spottete der Hausherr. Er suchte nach Kreide für die Schuldentafel. „Ich durchschaue sie alle", brusselte er vor sich hin. „Den Treppenschleicher und den Sternengucker. Der eine will sich um die Zeche drücken und der andere um seinen wirklichen Namen. Ich werde es euch ankreiden. Jupitermonde durch ein sonderbares Rohr begucken ..."
„Und geheimnisvolle Mondgebirge ..."
„Wo doch jeder rechtschaffene Christenmensch weiß, daß der Mond eine von Engeln blankgeputzte Kristallscheibe ist", sprach der dicke Wirt vor sich hin. Und dann wieder im Brusselton: „Von mir läßt er sich mit Tartini anreden."
„Ob so einer wohl auch imstande ist, mit seinem Rohr dem Allmächtigen in die Karten zu gukken?" mutmaßte Bombastus.
„Dann seid Ihr beide doch sozusagen von ein und demselben Gewerbe", spottete der Wirt und fing an zu rechnen.
„Keine Beleidigungen!" verbat sich der Schausteller. „Wenn mein Weib jemandem aus der Hand liest oder den Schicksalskahn befragt, ist das Wissenschaft. Eine Gabe Gottes obendrein. Nicht zu verwechseln mit dem Humbug dieses Signore Tartini."
„Galilei", verbesserte der Wirt. „Aber mir soll's Wurscht sein. Jedenfalls solange einer brav rausrückt, was er mir schuldig ist." Er schrieb Zahlen auf die Tafel, verbesserte sie, oder wischte sie weg und schrieb andere hin. „Ein Skandal, womit manche Leute ihr Geld verdienen."
„Da habt Ihr ein wahres Wort gesprochen", pflichtete der andere bei, um von seinem Fluchtversuch abzulenken. „Da bin ich in der stolzen Feste Magdeburg – nicht lange vor ihrer Verwüstung durch Tilly und seine Leute – mal einem Ingenieur begegnet. Guericke mit Namen. Ein Spitzbart mit stechendem Blick. Der machte sogar Geschäfte mit ganz gewöhnlicher Luft. Obendrein mit luftleeren Fässern ..."
„Dummes Zeug!"
„Nein, morsches Zeug. Er ließ es rundum mit Pech beschmieren, damit die eingesperrte Luft nicht raus und die Luft von draußen nicht in die leeren Fässer reinkommen sollte. Diese Rarität nannte er Vakuum. Ein studierter Mensch, der am Ende vielleicht Gold machen will."
„Die Gelehrtesten sind die Verkehrtesten", entgegnete der Wirt. Das Rechnen strengte ihn an. „Aber ich durchschaue sie alle."
Bloß mich nicht, dachte Bombastus. Er klopfte seinem Hund den Hals, um unbemerkt eine Münze, die ihm nicht gehörte, von der letzten Treppenstufe nehmen zu können. „Versteht als Ratsherr und Festungsingenieur eine Menge von der Mechanik. Und hat mir sogar meinen Automaten-Zwerg reparieren helfen. Aus lauter Spaß am Tüfteln."
„Kann er das, der Sterngucker aus Kammer 5?"
Bombastus lachte und schob mit einer eleganten Bewegung seinen lilablauen Samthut ins Genick. „Jetzt verwechselt Ihr Guericke mit Tartini."
„Und Ihr Tartini mit Galilei, verdammt noch mal! Beim Rechnen brauche ich absolute Ruhe!"
Der Schausteller drückte eine Hand auf seinen Mund. Erst nach einer Weile stummen Zuschauens raunte er zwischen den Fingern hindurch, daß er deshalb vorhin auf Zehenspitzen abwärts geschlichen sei. „Hab mir gedacht, der Wirt und der Professor werden mit ihrem Zahlenkram beschäftigt sein, also ..."
„Summa summarum!" Der Dicke schlug auf die Tafel. Zuvor hatte er das Endergebnis doppelt unterstrichen. „Drei Übernachtungen – Ihr, Euer Maulesel, Weib, Köter und Papagei. Dazu Mahlzeiten, den Wein, das Mietgeld fürs Unterstellen Eures Krimskrams. Den Stall ausfegen, bitte schön."
„Und wieso ist die Leistung meines Hundes nicht abgerechnet, wie versprochen?"
„Doch nur, wenn dadurch mehr Gäste in die Schenke gekommen wären", erwiderte der Pinien-Wirt. „Der Köter hat miserabel zur Tarantella getanzt. Aber er hat perfekt seine Flöhe abgeschüttelt." Er kratzte sich erneut.
Aber sein Perpetuum mobile habe er dafür umso brillanter tanzen lassen, wandte der Mann mit dem bombastischen Namen ein und rückte seinen Spitzenkragen zurecht. „Die Kinder waren außer Rand und Band."
„Kinder machen keine Zeche."
„Nicht nötig", winkte der Schausteller ab. „Die macht Ihr für Eure Gäste per Kreide und Tafel, daß sich die Balken biegen. Das Einmaleins habe ich anders in Erinnerung."
Die Männer schrien sich an. Also konnte sich der Hund in die Küche verdrücken. Es dauerte nicht lange, da kam die Wirtin aus dem Garten herein. Sie begriff gleich, worum es Hickhack gab. Wozu haben wir einen Rechenkünstler unterm Dach, überlegte sie. Und so gellte denn ihre Stimme vom Hof zum offenen Fenster hinauf: „He, Professor Tartini, Pepperoni, Galilei, oder wer Ihr sonst sein mögt."
Aus dem Kammerfenster neben dem Giebel steckte prompt jemand seinen Kopf. Mit den Gedanken noch sehr weit weg. Irgendwo zwischen den Saturn-Ringen. Er hoffte, sie zu enträtseln, nachdem er sie entdeckt hatte.
„Es brennt ...", keifte die Frau im Hof.
„Aber wo denn?"
„Es brennt hier womöglich gleich einer wegen der fälligen Zeche durch", erwiderte die Frau. „Ihr müßt als Mathematikus deshalb ein Machtwort sprechen. Diese Esel wissen anscheinend nicht, wieviel zwei mal zwei ist, und so weiter."
Galilei mißtraute zunächst seinen Ohren. Fühlte sich gefoppt. Dann durchschaut. Erkannt. Er wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte, als er vom Fenster wieder weg ins Zimmer trat. Während er sich für ein gleichgültiges Lachen entschied, entrüstete sich Giuseppe, sein Schreiber. Zum einen wegen der Anrede mit dem richtigen Namen. Zum anderen wegen der Zumutung. Es gehe nicht an, daß sie den Professor beleidige.
„Eher belustige", meinte der.
„Aber es ist respektlos ..."
„Respektvoll", verbesserte der Gelehrte und strich das graue Haar aus der Stirn. „Sie schätzt mich offenbar. Mich und meinen Verstand."
„Zwei mal zwei, Professor, das ist der reinste Hohn!"
„Wann, so frage ich dich, ist mir eine solche Wohltat, daß man mich braucht, zuletzt widerfahren?"
„Euer Nachweis der Fall- und Pendelgesetze, Professor, ist genial", ereiferte sich der Schreiber, ein Physik-Student im fünften Semester. „Und was Ihr über die Umlaufbahnen der Planeten beweisen könnt ... beweisen ..."
„... wird mir wahrscheinlich den Bannfluch der Kirchenobrigkeit eintragen", ergänzte Galilei. „Den Fluch, nicht den Respekt vor der Leistung." Er nahm ein Dokument zur Hand, blickte darauf. „Es ist eine Frage von Wochen oder gar nur noch von Tagen, wann mir ein Verhör der Inquisition ins Haus steht, Giuseppe."
Der Gelehrte rieb sich die schmerzenden Augen. Die ganze Nacht hatte er damit zugebracht, Briefe an Freunde und Gönner zu schreiben. Von einem Decknamen versprach er sich den Vorteil, gegenüber den Anklägern einen Vorsprung von einigen Tagen zu gewinnen. Galilei erhob sich, öffnete die Tür und schloß sie zögernd. „Was tun, Giuseppe? Zurück nach Padua in unsere Universität? Geh du, ich könnte es dir nicht verübeln. Ich reise weiter nach Innsbruck und tauche bei einem Bauern in der Nähe unter. Oder doch lieber freiwillig direkt nach Rom in die Höhle des Löwen?"
„Und dort allen Zweiflern Eure Wahrheit über Himmel und Erde klipp und klar erläutern", ergänzte der Student. „Ich bin dabei. Wer sich wie Ihr, Professor, so einleuchtender Argumente bedienen kann ..."
„Und deshalb die Bibel als Lehrbuch für Physik freilich ablehnen muß, der hat keinen guten Stand, Giuseppe."
Galilei legte dem jungen Heißsporn eine Hand begütigend auf die Schulter, als der aufbrausen wollte. „So einem wird man die Leviten lesen, aber keinen Respekt zollen, wie das etwa die Pinien-Wirtin tut. Siehst du, mein Freund, deshalb genieße ich die Wohltat, mit meiner Meinung wenigstens über zwei mal zwei geschätzt zu werden."
Vom Hof herauf war Stimmengewirr neuer, durstiger Gäste zu vernehmen. Dazwischen Papageiengekakel und Hundegebell. Wo ruft schon jemand noch nach mir, fragte sich Galilei. Er blickte über die Dächer bis zu den besonnten Berggipfeln hinüber. Auf einer Kapelle leuchtete ein vergoldetes Kreuz. Wahrzeichen des Trostes für alle Bedrängten und Unglücklichen. Aber auch Symbol der Macht. Die in seinem Namen andere segneten, bangten um diese Macht wie Geizhälse um Schätze bangten, die ihnen unrechtmäßig zugefallen waren. – „Für meinen Brief an Kepler gleich noch etwas hinzu", entschied der Gelehrte und stützte den Kopf auf. „Schreib: Immer mehr Menschen verstummen, Johannes, wenn sie mir gegenüberstehen. Oder machen die Türen nicht mehr auf. Als ob die

Wahrheit über das Weltall eine ansteckende Krankheit ist, vor der man sich schützen muß. Ich fürchte, du kennst das aus eigener Erfahrung. Weiß der Teufel: Es gibt keinen größeren Haß in der Welt als den der Unwissenheit gegenüber dem Wissen. Davon war schon Kopernikus überzeugt. Auch seine Widersacher triumphierten. Dumm, aber stark. Dank Kreuz, Dukaten und Musketen! Johannes, die Welt ist ein Irrenhaus!"

Galilei unterbrach das Diktat und blinzelte ins schräger werdende Licht, umdrängt von blauen, länger werdenden Schatten. Dann ging er hinunter in den Schankgarten. Bitterkeit stieg ihm halsaufwärts wie der üble Nachgeschmack von etwas Unverdaulichem, das ihm im Magen lag.

Den Schreiber ergriff der Anblick des weisen, auf seinen Füßen nicht mehr ganz sicheren alten Mannes. Fels in einer gefährlichen Brandung von Gemeinheit und Hinterlist. Unerschrocken bis zum heutigen Tage. Aber nun doch mehr und mehr zermürbt von der Mühsal der Jahre und dem tagtäglichen Kesseltreiben um ihn her. Auch wegen solcher Torheiten wie: zwei mal zwei ist fünf, wie die hohen Herren gewissermaßen behaupteten. Fünf und nicht vier. Als ob das richtige Resultat so schwer zu begreifen war: Die Sonne ist Mittelpunkt des Universums und nicht die Erde. Und: Ihr Entstehen ist materieller Natur und nicht Sache göttlicher Gnade.

Giuseppe wußte: Giordano Bruno war wegen seines Eintretens für diese Sachverhalte auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden.

Und er fragte sich zu dieser Stunde, was er sich immer öfter fragte, weil es ihn Tag und Nacht quälte: Wie wird das alles für den Professor ausgehen? Und wie für mich?

Mitgegangen – mitgefangen – mitgehangen . . .? Nach allem, was ihm auf der Reise von Padua bis hierher zu Ohren gekommen war, füllten sich die Kerker in Rom. Es gab in den Augen der Obrigkeit kein schlimmeres Verbrechen, als sich mit der neuen Wissenschaft anzufreunden. Und also nicht mehr daran zu glauben, daß es Himmel und Hölle gibt – mit Gottvater auf seinem Thron und dem Teufel mit seinem Fegefeuer. Giuseppe raufte sich das Haar, eine Wolke aus dichtem, schwarzen Gelock.

Was soll ich tun? Draußen ist April, April meines Lebens. Bleiben oder außer Landes fliehen? Streiten für die Wahrheit oder an mein Fortkommen denken? Jetzt – heute, bevor es zu spät ist? Der Student grub die Zähne in die Knöchel einer seiner Hände, bis es schmerzte.

Während er ratlos über der Reinschrift des Briefes an Johannes Kepler in Regensburg gebeugt dasaß, füllten sich Hof und Garten mit Gästen. Darunter zwei Reiter von vornehmer Art, vergnügt, aber nicht ausgelassen. Und ein spillernes Kind, das zu niemandem gehörte.

Die Leute hatten durstige Kehlen. Und es plagte sie Neugier und das Verlangen nach Geselligkeit. Was kümmerten sie betuchte Durchreisende und ein verlaustes Gör. Nach vielen Schlechtwettertagen war es heute unversehens warm geworden. In der Luft lag der Geruch nach allerlei Abenteuern und ein noch feineres Aroma von Frühlingswundern. Der Widerhall des Gesanges aus Afrika heimwärts ziehender Vogelschwärme drang in jeden Winkel. Und niemand ahnte, daß in wenigen Stunden ein Ereignis alle Fröhlichkeit ersticken würde.

Fortsetzung folgt





ZU ZWEIT





Major Franke sitzt auf dem Beifahrersitz des B 1000. Hin und wieder wendet er sich um, begutachtet die Fracht, schaut auf die Bombe. Frieden muß bleiben – denkt er, und dafür will er alles tun. Es ist nicht zu glauben, unvorstellbar, aber furchtbare Gewißheit: Eine einzige Bombe, 1945 auf Hiroshima abgeworfen, hat mehr Zerstörung verursacht und mehr Menschenleben gefordert als die Tausenden Bomben auf Berlin oder Dresden. Menschen haben die Kraft der Atome genutzt, um immer mehr Zerstörung anrichten zu können. Immer teuflischer wurden die Erfindungen, die Mechanismen und damit der Wirkungsgrad der Zerstörung. Er denkt an Vietnam. Da haben die USA gezeigt, was sie vom Frieden halten, von Menschenwürde und Freiheit. Spielsachen, gefüllt mit Sprengstoff und versehen mit einem Berührungszünder, haben sie abgeworfen, Napalm und Mutterbomben, aus denen beim Aufprall viele kleine Bomben herausgeschleudert werden. Und das ist nun auch schon wieder zehn Jahre her. Längst sind die Waffen des Feindes noch heimtückischer geworden ...

Aber immer noch räumen wir den Dreck vom zweiten Weltkrieg weg, immer noch sterben Menschen oder werden schwer verletzt von Munition aus dieser Zeit und immer noch müssen Menschen, wie Genosse Franke, ihr Leben aufs Spiel setzen, weil der deutsche Imperialismus einen wahnsinnigen Plan umsetzen wollte.

Der B 1000 ist auf einen schmalen Waldweg eingebogen. Nach etwa zwei Kilometern geht die Spur über in die Weite eines großen Platzes, an dessen Rand sich mehrere Gebäude ducken. Männer in blauen Kombis sind mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt. Der Sprengplatz ist ihre Werkstatt, ihre Werkhalle, ihre tägliche Umgebung. Als sie das Motorengeräusch wahrnehmen, wenden sie ihren Blick, schauen kurz auf von ihrer Arbeit und winken zum Gruß. Ja, sie mögen ihren Leiter, sie schätzen und achten ihn.

Einer aus ihren Reihen geht zum Fahrzeug – Gerhard Gerke, selbst Sprengmeister und Leiter des Sprengplatzes. Er ist auch ein „alter Hase", seit vielen Jahren in diesem Beruf. Im Oderbruch hat er vor 36 Jahren der ersten Bombe den Garaus gemacht. Ungezählte sind es inzwischen geworden. Und so manches große Ding haben sie gemeinsam gelöst. Am 4. Mai 1982 zum Beispiel. In Oranienburg wurde eine amerikanische 10-Zentner-Bombe gefunden. Ein chemischer Langzeitzünder, mit einer heimtückischen Ausbausperre gesichert, war zu überwinden. Da hängt das ganze Leben an einer kleinen Stahlkugel, die sich beim Herausdrehen des Zünders verklemmt und den Ausbau unmöglich machen kann. Da ist ein Zelluloidplättchen zwischen ihm und dem Tod, das den Schlagbolzen zurückhält. Das Zelluloid ist brüchig geworden in vierzig Jahren Frieden, verrottet in seinem Stahlmantel und niemand kann sagen, wann es zerbricht und damit den Weg freigibt für die Zerstörung. Genosse Franke hatte ihn, seinen Freund Gerke, damals mitgenommen. Brigadeleiter Majewski war mit den Vorbereitungen auf dem Gelände des VEB Pharmazeutische Werke gerade fertig, als die beiden eintrafen. Auf einer Leiter rollte der eine, er, Gerke, vorsichtig die Bombe, während Major Franke den Zünder festhielt. Nichts. Er rührte sich nicht, saß fest, schien in die Bombe gewachsen zu sein. Mit Feroform wurde der Rost gelöst. Wieder die Bombe drehen, wieder der Griff mit der Rohrzange. Ein Ruck, der Zünder ist lose. Nun gilt es, die Kugel zu überlisten. Mit der Hand hält Major Franke den Zünder, Gerhard Gerke dreht weiter. Der Major spürt, wie die Kugel sich festzusetzen droht. Stop! Den Zünder wieder eine kleine Drehung hinein. Dann in die andere Richtung. Das ist die Ewigkeit, das ist die Zeit, die nicht vergehen will. Dann ist es geschafft. Sie haben den Tod besiegt – wieder einmal.

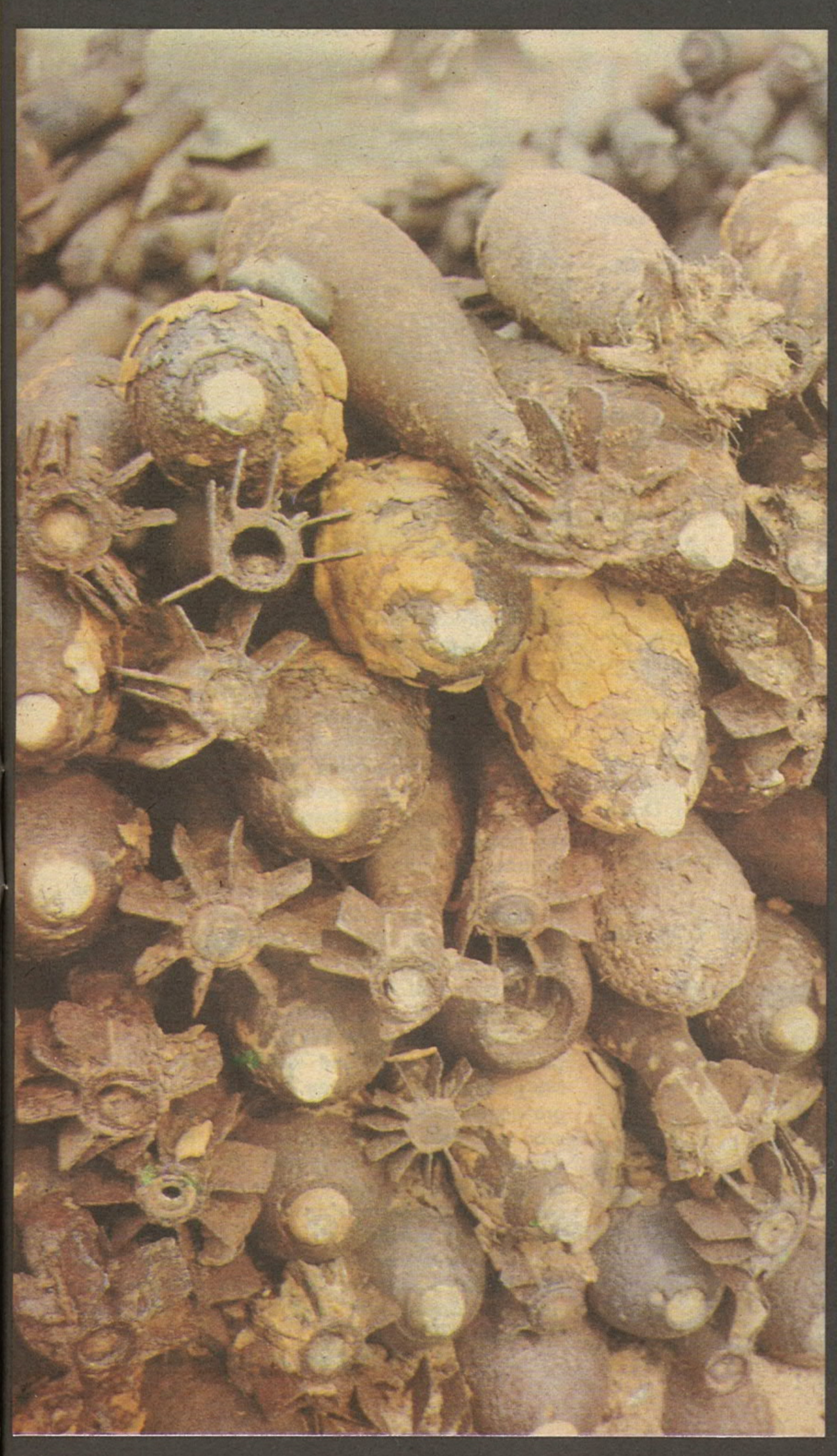
Genosse Gerke schaut in das Fahrzeug. „Was bringst du uns denn da wieder?" Die beiden begrüßen sich herzlich. Ein Gabelstapler kommt

MIT DER BOMBE TEIL 2

heran, übernimmt die Fracht und bringt sie in den Bunker. Hier wird die Bombe liegen bis zur Sprengung. Die Freunde gehen in die Kantine, zwei Menschen, wie es so viele in unserem Lande gibt: bescheiden, zuverlässig und ehrlich. Verschieden war ihre Entwicklung.

Werner Franke wurde am 21. Juli 1928 in Pennewitz, Kreis Wurzen, geboren. Später dann die Lehre als Tischler. Mit viel Glück blieb ihm das Soldatsein im faschistischen Krieg erspart. Schon in den ersten Aufbaujahren unserer Republik sorgte er in den Reihen der damaligen kasernierten Volkspolizei für den Schutz unseres Landes. Als Student nahm er an den Weltfestspielen 1951 in Berlin teil, besuchte dann eine Schule der VP. Sein Schulleiter war der heutige Minister des Innern und Chef der Deutschen Volkspolizei, Genosse Armeegeneral Friedrich Dickel. Anschließend ging Genosse Franke nach Torgau. 1956 erhielt er von seiner Partei, der SED, den Auftrag, die Funktion eines Parteisekretärs in Potsdam zu übernehmen und gleichzeitig Kaderleiter für den Munitionsbergungsdienst zu sein. Schließlich wurde es notwendig, selbst Hand mit anzulegen. Er wurde Brigadeleiter, dann Sprengmeister und somit verantwortlich für die Ortung, Bergung und Vernichtung von Fundmunition.

Gerhard Gerke kam unmittelbar nach dem Krieg zur Munitionsbergung. Damals war dieser Bereich noch nirgends angegliedert. Zivilisten arbeiteten Hand in Hand mit sowjetischen Soldaten, halfen sich gegenseitig, teilten ihre Erfahrungen und ihr Wissen. Unterlagen gab es nicht, und so war besondere Vorsicht geboten. Als 1950 der Munitionsbergungsdienst der Deutschen Volkspolizei gegründet wurde, waren Genosse Gerke und viele seiner Kollegen dabei. Sie blieben bis heute Angehörige des Munitionsbergungsdienstes. Auch Genosse Gerke mußte viel lernen, damals und heute noch.





Die beiden trinken eine Tasse Kaffee. Erika, der „Kantinenengel", hat für jeden noch zwei Brötchen geschmiert. War ein langer Tag heute und die beiden sind hungrig. Am kommenden Freitag wird wieder gesprengt. Die beiden Männer haben da noch einiges zu bereden und vorzubereiten.

Zwölf Löcher sind schon ausgehoben. Sie werden gefüllt mit allem, was sich angesammelt hat: Granaten, Munition, auch Bomben. Dann schiebt der Bulldozer Erde darüber, nur die Drähte der Sprengkapseln werden die Verbindung sein zum Bunker in sicherer Entfernung. Jede Ladung, jedes Loch wird einzeln gezündet, und zwei Genossen kontrollieren, ob jede Sprengung gelungen ist. Nach der Entwarnung ist der Sprengmeister der erste, der den Bunker verläßt, erst dann folgen die Kollegen. Sicherheit steht auch hier an erster Stelle.

Major Franke sitzt wieder im Auto. Noch viele Kilometer liegen zwischen ihm und seiner Familie. Er lehnt sich zurück, schließt für einen Moment die Augen. Er denkt wieder an die Kinder, die ihm heute morgen auf dem Weg zur Dienststelle begegnet sind. Sie haben's doch gut! denkt er, wachsen im Frieden auf, können glücklich sein und lachen. Den Kindern gilt seine besondere Liebe. Auch im Beruf. Wenn es um die Entschärfung oder Bergung von Fundmunition geht, dann gibt es nur eine Dringlichkeitsreihenfolge: an erster Stelle steht das Leben und die Gesundheit der Bürger, insbesondere der Kinder.

Genosse Franke sieht auf die Uhr. Heute wird es mal wieder später Abendbrot geben, wie so oft in jeder Woche.

Die Genossen Major Franke und Sprengmeister Gerke beobachteten: Frank Frenzel, Walter Stohr
Fotos: Werner Popp

Am Ufer des MEKONG



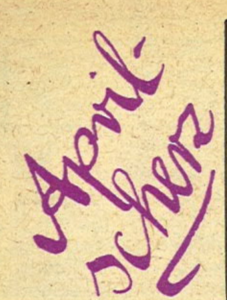
Gelb wälzen sich die Fluten des Mekong dahin, um nach fast endlosem Lauf an der Spitze des hinterindischen Subkontinents in das Südchinesische Meer zu münden.
Unglaublich, der stolze, breite Strom, der während des Sommermonsuns fast die Dammkrone in Vientiane, der Landeshauptstadt von Laos, überflutet hatte, und auf dem zum Piroggenfest Dutzende von Sportteams in schlanken, das ganze Jahr gepflegten und zu diesem Ereignis besonders blumengeschmückten Booten um den Sieg stritten.
Dieser Strom war nun ein Schatten seiner selbst. Die unbarmherzig vom Himmel brennende Sonne hat den Mekong einer gewaltigen Abmagerungskur unterzogen. Täglich kommen neue Inseln zum Vorschein. Seng, Kamtschan und den anderen Jungen macht es Spaß, die neugeborenen Inseln schwimmend in Besitz zu nehmen. Deutlich können sie am anderen Ufer Siedlungen ausmachen. Thailand! Der Strom ist die Grenze.
Doch allzulange können sie heute nicht verweilen und sich im lauen Wasser tummeln. Die Eltern warten am Ufer. Fruchtbares Land, welches der Mekong freigab, gilt es zu bebauen. Viele Hände sind gefragt, auch die von Seng und Kamtschan. Mutter, Vater und die anderen Geschwister sind schon am Werke. Sie haben alles Nötige mitgebracht – Hacken, Machete, Bambus zum Einzäunen und auch Saatgut. Knoblauch, Mais und Salat sollen heute in die Erde kommen.
Auch Gießkannen sind da, von der Art, die Onkel One-Sy nebenan in der Werkstatt baut. Oft haben sie zugeschaut, wie unter geschickten Händen, mit Hammer und Lötlampe aus Zinkblech allerlei nützliche Gefäße entstanden.
Die Sonne brennt nun nicht mehr so heiß und ist dabei, ihren Tageslauf zu beenden. Bald wird sie die Kronen der Kokospalmen erreicht haben, welche das Mekongufer säumen.
Die richtige Tageszeit für die Arbeit. Sie muß genutzt werden, wird doch mit dem angebauten Gemüse der Speisezettel bereichert.
Allein können es die Eltern nicht schaffen, denn Vater arbeitet tags in der Nationaldruckerei. Sie ist mit modernen Druckmaschinen aus der DDR ausgerüstet. Dort werden auch die Hefte gedruckt, welche Seng, Kamtschan und seine Freunde in der Schule benutzen.
Oft hat Seng den Vater im Betrieb besucht und konnte sehen, wie Zeitungen, Kalender und andere Druckerzeugnisse entstehen. Er hat auch gesehen, wie Spezialisten aus der DDR dort arbeiten und helfen, in Laos eine eigene Druckindustrie aufzubauen. Seng möchte später auch gern dort arbeiten und einen technischen Beruf erlernen. Vielleicht Schriftsetzer oder Offsetdrukker. Schön wäre es, wenn er dann wie schon andere laotische Jugendliche in die DDR oder

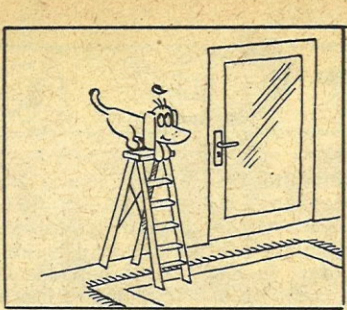


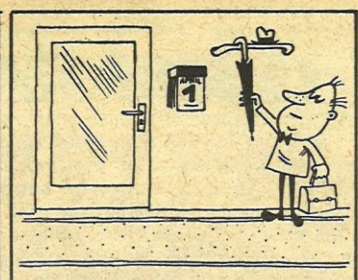


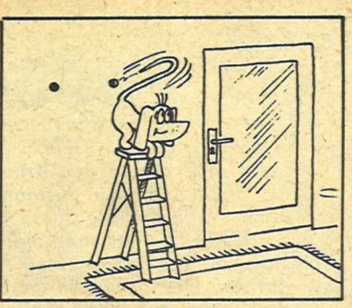
Sowjetunion käme, um zum Wohle seines Volkes eine berufliche Ausbildung zu erhalten.
Nur wenig Industriebetriebe gibt es in Vientiane. Auch deshalb heißt es lernen. Er will die Schulzeit mit guten Noten abschließen. Alt ist das Schulgebäude noch nicht. Es wurde nach der Revolution erbaut.
Früher war die einzige Bildungsmöglichkeit in den buddhistischen Pagoden, kunstvoll verzierten, mit stufenförmig geschweiften Dächern gekrönten Bauwerken, wo gelbgekleidete Mönche unterrichteten. Fremde Sprachen, Baukunst, vor allem aber Buddhismus, die dominierende Religion in Hinterindien, wurde dort gelehrt.
Doch nun, seit 1975, der Gründung der Volksdemokratischen Republik Laos, sind viele Schulen entstanden. Auch Seng und Kamtschan fahren täglich mit dem Fahrrad dorthin, vorbei an Reisfeldern, vorbei an Teichen, auf denen Lotosblumen ihre roten und weißen Blüten in den Morgenstunden entfalten. Am sumpfigen Ufer grasen Wasserbüffel. Immer mehr Radfahrer kommen auf dem Schulweg dazu und nehmen fast die ganze Straßenbreite ein. Doch hinter der nächsten Biegung erkennt man schon die flachen schilfgedeckten Schulgebäude.
Nachmittags werden sich unsere Freunde wieder am Mekong treffen und zu ihrer Insel schwimmen, bis die untergehende Sonne die Mekongfluten golden glänzen läßt und die rote Sonne die Palmenwipfel berührt.

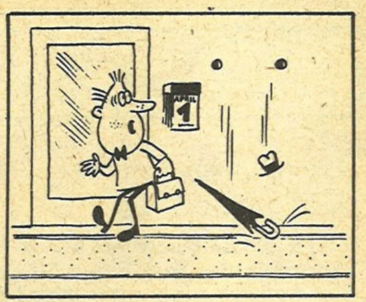
Text und Fotos: Konrad Hüttner

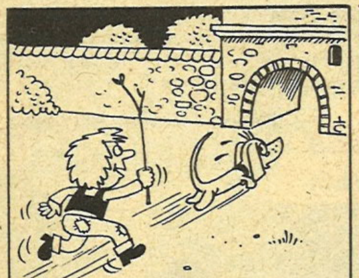




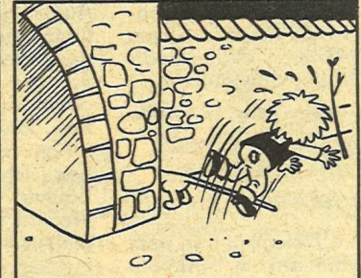


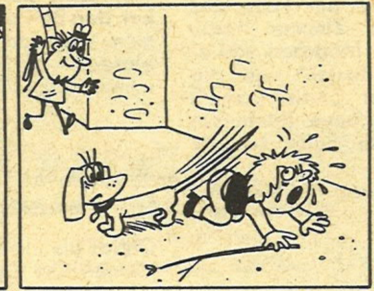


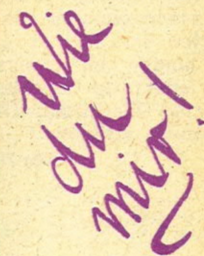








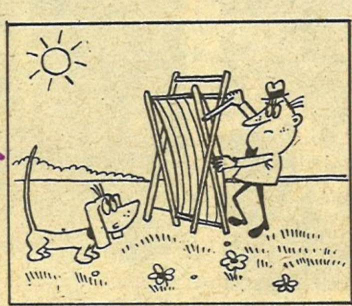


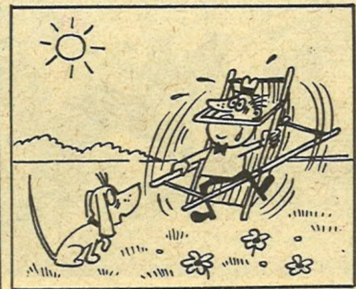


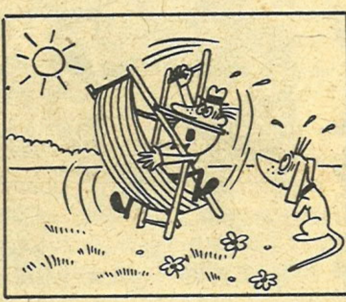
Ali und Archibald

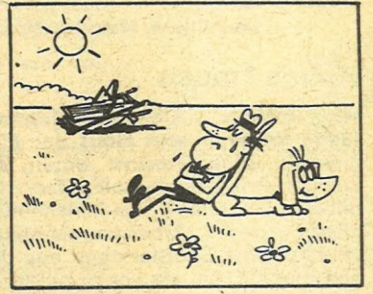
von Horst Alisch

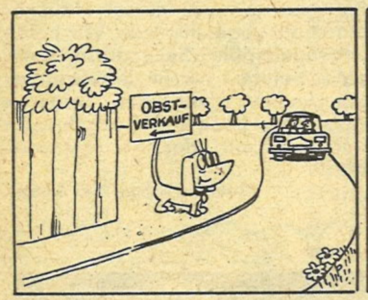
Verflixte Technik

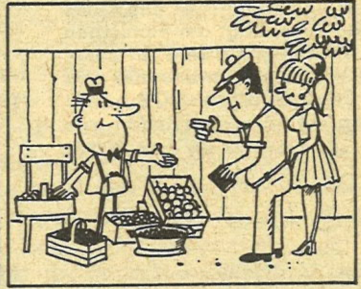


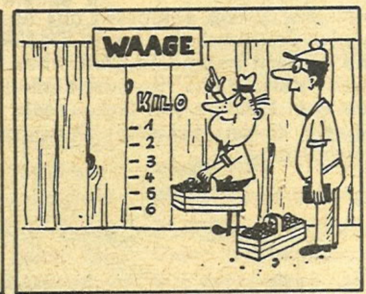


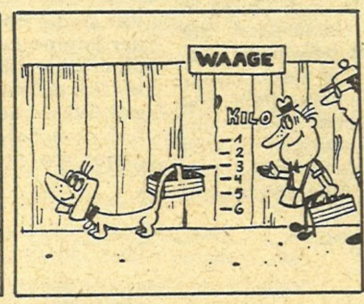






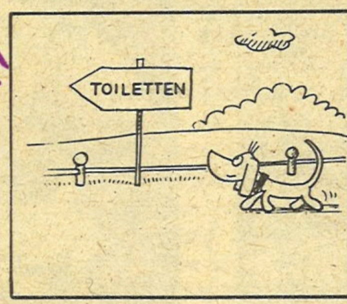


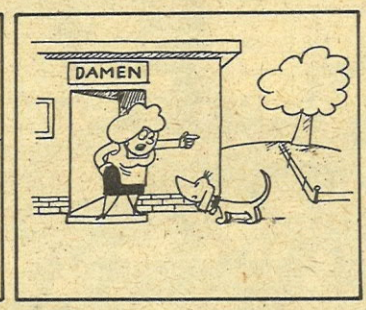


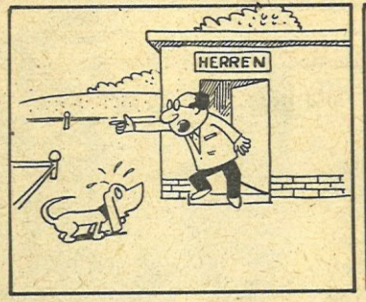


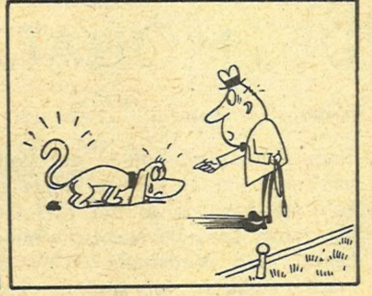


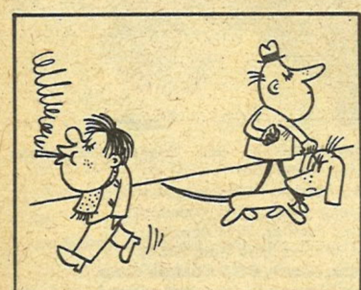
Das Fragezeichen

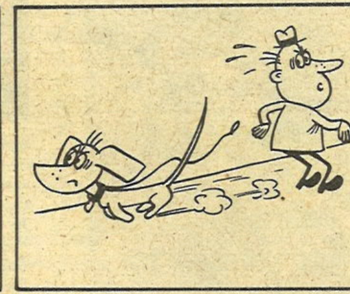


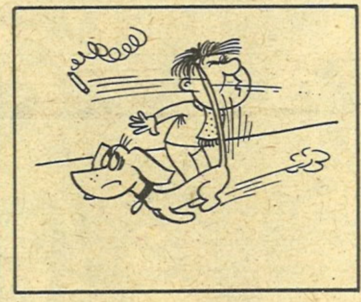


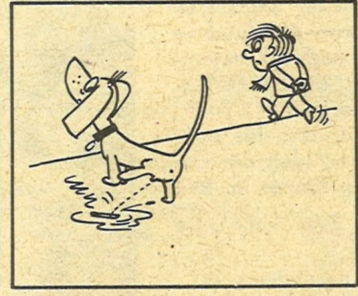












Abgewöhnt!

„Bastei“ und „Kaiserkrone“

Unsere Klasse verbrachte einige Ferientage in der Sächsischen Schweiz. Dort wohnten wir in einer umgebauten Bergmannshütte am Fuße des Zirkelsteins. Jedes Zimmer hatte einen Namen. Die Mädchen schliefen im Zimmer „Bastei“ und die Jungen im Zimmer „Kaiserkrone“. Jeder Tag brachte neue Erlebnisse und Eindrücke. Die Fahrt festigte unser Kollektiv.

Ines Hackl, 1296 Biesenthal (Korrespondent)

1. Platz mit „Frösi“-Lied

An unserer Schule fand ein Singe-Wettbewerb statt. Es sollten nur deutsche Lieder gesungen werden. Da half mir Eure Frösi sehr. In ihr fand ich das Lied „Hurra, wir haben Ferien“. Ich lernte es, trug es vor und belegte damit den ersten Platz. Vielen Dank!

Lena Dijewa, Magadan, UdSSR

Mutige Frauen

Mit meiner Arbeitsgemeinschaft Junge Reporter vom Haus der Pioniere in Berlin-Pankow waren wir bei der Arbeiterveteranin, Genossin Böhlke. Sie erhielt von einem Mitglied des Arbeitersportvereins „Fichte“ eine Sportlerfahne aus der Sowjetunion, um sie vor den Faschisten zu verstecken. In ihrer Laube in einer Siedlung in Heinersdorf, die sie mit drei Frauen bewohnte, verbarg sie nicht nur die Fahne, sondern auch vier Kommunisten, die von der faschistischen Polizei gesucht wurden. Die mutigen Frauen besorgten einen Vervielfältigungsapparat, druckten Flugblätter und Streuzettel gegen den Krieg, die sie als Feldpostbriefe tarnten. Gleich nach der Befreiung ihres Ortsteiles durch die Sowjetarmee meldeten sie sich bei der sowjetischen Kommandantur. Die Soldaten versprachen, die Fahne auf ihrem weiteren Weg bei der Befreiung Berlins mitzunehmen. Vielleicht ist sie heute in einem Museum des Großen Vaterländischen Krieges in der Sowjetunion.

Stefan Peter, 1100 Berlin

Weiße Wolken am friedlichen Himmel

Gleich als unsere Delegation in dem kleinen Ort Oybin ankam, verliebte ich mich in die märchenhafte Gegend. Wie schön sah das uns umgebende Gebirge aus, wie ein starker Riese. Ich wußte, daß diese zwei Wochen wunderbar werden. In der ersten Nacht konnte ich nicht schlafen. Immer noch sah ich vor meinen Augen das große leuchtende Begrüßungsfeuer und die Gesichter meiner deutschen Freunde. Der Abschied von zu Hause hatte mich traurig gemacht, aber hier wurde ich wieder froh. Die erlebten Ausflüge werden lange in meinem Gedächtnis bleiben. Ich liebe das Rauschen der Bäume, Wasserstrahlen und weiße Wolken am friedlichen blauen Himmel.

Monika Buziak, Woj. Krakowskie, VR Polen

Auch unsere Hausgemeinschaft beteiligt sich fleißig an der Pionieraktion „Großfahndung – Millionen für die Republik“. Besonders ins Herz geschlossen haben wir Emmy. Einhundert Flaschen und Gläser und 25 kg Altpapier erbrachte unsere letzte Sammlung. Natürlich werden wir auch weiterhin regelmäßig Emmys Hunger stillen. Und so sieht sie aus, unsere Emmy:

Marianne Lindner, 7055 Leipzig



Unsere Klasse hat einen Patenschaftsvertrag mit einer Hausgemeinschaft abgeschlossen. Wir holen dort regelmäßig Sekundärrohstoffe ab. So belegen wir im Schulwettbewerb immer einen der vorderen Plätze. Den Erlös der Sammlungen teilen wir mit der Hausgemeinschaft.

Sabine Fischer, 2520 Rostock



Wir sind Pioniere der 5. und 6. Klassen aus Aseri und Mitglieder des Klubs der internationalen Freundschaft. Unsere Siedlung Aseri liegt am Finnischen Meerbusen und ist nicht besonders groß. Aber wir lieben sie sehr. In unserer Schule lernen estnische und russische Kinder. Wir verstehen uns alle sehr gut. Wir lernen gern Deutsch und haben viele Freunde in der DDR.
Auf dem Foto seht ihr uns bei einer Demonstration für den Frieden und gegen die Atombomben.

Eure Freunde aus Aseri, UdSSR

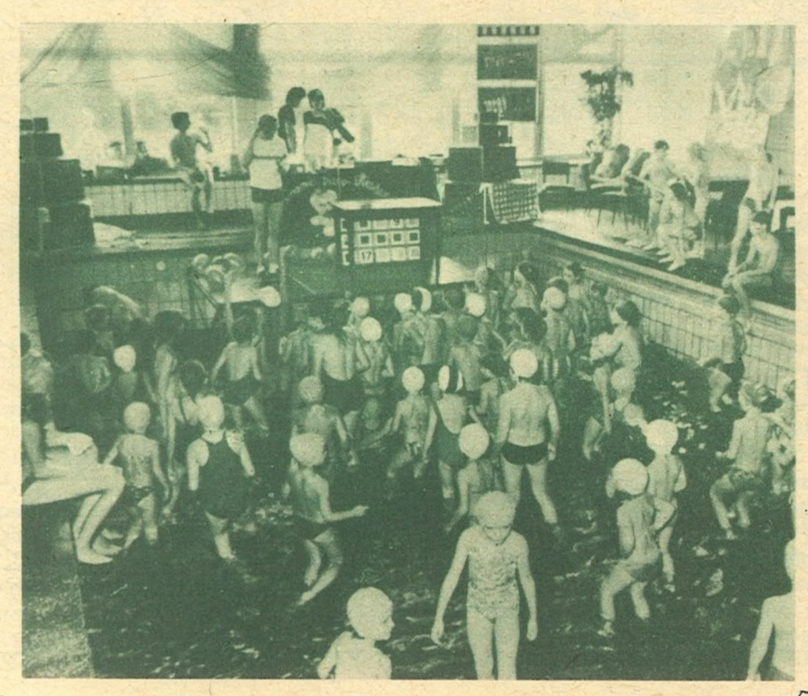
KLICK DES MONATS

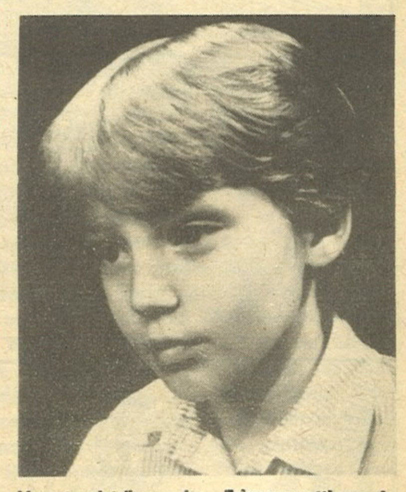
Hallo, Fotofreunde!

Einen Kinderbadeball in der Volksschwimmhalle in Görlitz führte der Zentrale Jugendklub der FDJ Görlitz durch. Tanz im Nichtschwimmerbecken und Wettspiele im Wasser machten Riesenspaß und ... Hunger, der durch Wiener Würstchen gestillt wurde. Es war ein Erlebnis für alle Kinder und auch für diejenigen, die mithalfen, diesen Ferienspaß zu ermöglichen.
Jürgen Duchatsch drückte für euch auf den Auslöser und hielt die sich fröhlich bewegenden Kinder im Bild fest.

Euer Peter Linse

„Ein Badeereignis besonderer Art“, J. Duchatsch, Görlitz





**Hauptpreisträger des Frisurenwettbewerbs im Heft 11/84 sind:
Heike Fischer, 6502 Gera-Lusan
Daniela Kinne, 8355 Neustadt
Annika Fischer, 5210 Arnstadt
Nico Worms, 6820 Rudolstadt
Susann Nitsch, 8613 Königswartha
Sie wählten die Frisur 5 (Foto), die die meisten Stimmen erhielt.**

LIEBESERKLÄRUNG

Geliebte Nezzeli!

Nicht oft ist dir in deinem Leben ein Loblied gesungen worden. Aber du hast es verdient, obgleich du manchen, der dich unversehens berührt, auf empfindliche Art mit deinen Brennhaaren zurückweist. Ich nenne dich Nezzeli, so wie dich die Leute vor 1 000 Jahren nannten, als sie noch Althochdeutsch sprachen. Heute heißt du einfach Große Brennessel. Deine Bescheidenheit will ich rühmen. Zu deinem Wohnplatz hast du Ödland gewählt, das ohne größere menschliche Anstrengungen land- und forstwirtschaftlich nicht genutzt werden kann. Schutthalden verleihst du mit deinem üppigen Blattwuchs eine grüne Decke. An Wegrändern und Gräben verhüllst du auf freundliche Weise den Unrat, den Menschen gedankenlos liegen ließen. Ganze Teppiche bilden deine Bestände in Laub- und Mischwäldern. Ich weiß, was dich, Nezzeli, zur Wahl dieser Standorte veranlaßt hat.

Stickstoffsalze gehören zu deinen bevorzugten Nährstoffen. Wo sie in ausreichender Menge zur Verfügung stehen, dahin schickt dein ausdauernder Wurzelstock viele gelbe Wurzeln senkrecht in den Boden mit zahlreichen, waagerecht kriechenden Ausläufern. Im übrigen bist du nicht wählerisch, was die Nährsalze anbelangt. Nur gegen Säure bist du empfindlich. Wird der pH-Wert 6 im sauren Bereich überschritten, reagierst du „sauer" und gehst ein. Der Gärtner kennt deine Vorliebe für Stickstoffsalze und deine Abneigung gegen zu saure Böden. Er kann daraus Schlußfolgerungen ziehen für den Anbau bestimmter Pflanzen und für besondere Düngungsmaßnahmen. Deshalb nennt er dich Zeigerpflanze. Die Menschen des Mittelalters waren dir mehr zugetan als die der heutigen Zeit. Sie nutzten die 25 mm langen Fasern, die deinem Stengel die Festigkeit verleihen, zur Herstellung von Kleiderstoffen, dem sogenannten Nessel. Aber die Gewinnung deiner Fasern ist arbeits- und kostenaufwendig, weshalb dir in dieser Hinsicht keine Zukunft beschert sein wird. Deine Wertschätzung als Faserpflanze im Mittelalter spiegelt sich wider in einem Märchen des dänischen Dichters Hans Christian Andersen: Die Königstochter fertigte für ihre elf zu Schwänen verzauberten Brüder in mühevoller Nachtarbeit Nesselhemden an. Kurz bevor sie als Hexe verbrannt werden sollte, konnte sie den Schwänen die Nesselhemden überwerfen, wodurch sie ihre Menschengestalt zurückerhielten. Nur bei einem blieb statt des linken Armes ein Flügel zurück. Die Königstochter war mit dem elften Hemd nicht ganz fertig geworden.

Nessel wird auch heute noch produziert. Aber er wird heute aus der tropischen Ramiefaser hergestellt. Da die Ramie deinem Verwandtschaftskreis angehört, hat man den Namen Nessel beibehalten.

Zu deiner Familie Nesselgewächse gehören etwa 600 Arten. Du und die Kleine Brennessel siedeln als Kulturfolger fast in der ganzen Welt. Beide habt ihr euch auf den Blattoberseiten Brennhaare zugelegt. Bei leichter Berührung bricht die Haarspitze ab. Die Abbruchstelle bohrt sich wie die Kanüle einer medizinischen Spritze in die Haut, und der Zellsaft fließt in die Wunde. Ein Zehntausendstel Milligramm reicht schon aus, um die Brennwirkung auszulösen. Diese Brennseite deiner sonst so hübschen gesägten Blätter ist vom menschlichen Standpunkt aus nicht so sehr zu loben. Aber von deiner Sicht betrachtet, hat sie als Schutzeinrichtung gegen das Gefressenwerden zu deiner Verbreitung beigetragen.

Deine unscheinbaren Blüten fallen zwischen deinen dekorativen Laubblättern kaum auf. Insekten besuchen dich nicht. Der Wind ist dein Partner für die Bestäubung.

Körbeweise tragen dich manche Sammler im Mai zur Aufkaufstelle für Heilkräuter. Die Vitamine A, B und C in deinen Blättern machen dich wertvoll. Ich schneide sie klitzeklein, mische sie unter jeden Salat und singe dein Loblied, denn wenn du jung bist, fehlen dir noch die Brennhaare.

Korbine

Text: Hannelore Fritze

In Heft 5/85 fragten wir euch in dem Bilderrätsel „Frösi-Streichquartett" nach dem „Schwarzen Peter" in jedem der sieben Quartetts. Habt ihr inzwischen erraten, welche der abgebildeten Pflanzen keine Arzneikräuter und Wildfrüchte waren und welcher Name sich in dem Rätsel verbarg? Richtig, es war KORBINE!

Hier noch einmal die Auflösung:

		Erdbeere	Heidekraut	
		Brennessel	Indianernessel	
Birke	Spitzwegerich	**N**achtkerze	Feldstiefmütterchen	
Löwenzahn	Holunder	Sanddorn	Hagebutte	Brombeere
Königskerze	**O**chsenauge	Himbeere	**K**lee	Taubnessel
Buschwindröschen	Efeu	Huflattich	Kamille	Ackerschachtelhalm
Pfefferminze	Schafgarbe	**R**ittersporn	Johanniskraut	**E**inbeere

DER BRIEF

GUNTHER FEUSTEL

Dörte sah in den Spiegel. Warum drängte sich immer ein ganzer Schwarm von Freunden um Anke – auch hier im Ferienlager am Hölzernen See? Sie ist eben viel hübscher als ich! Dörte versuchte, sich Ankes Frisur zu kämmen.
„Dörte!" rief Anke vom Strand. Dörte steckte den Kamm in die Tasche und rannte zum See hinunter. Anke bevormundete die Schwester, als wäre sie um Jahre älter. Stimmte aber nicht!
Anke hatte sich schon umgezogen. Der rote Badeanzug machte sie noch hübscher. Ohne Badekappe lief sie in den See, daß es spritzte. Gleich sprang Till vom Bootssteg und versuchte, Anke zu fangen.
Dörte stand allein am Strand. Sie setzte sich in den Schatten der großen Eiche. Der Lärm der Badenden war nur wie das Blätterrauschen. Durch das Schilf schwamm eine Schwanenmutter mit drei Kücken auf dem Rücken. Dörte zog ein Heft aus der Tasche und begann zu zeichnen.
Plötzlich stürmte Anke zornig aus dem Wasser. Sie schüttelte sich die Tropfen aus ihren schwarzen Haaren und lief zur Eiche. „Das war doch nicht so gemeint!" rief ihr Till nach.
Anke setzte sich zu Dörte und sah auf das Zeichenblatt. Till stand unentschlossen daneben; schließlich ging er zu den anderen.
„Bist du sauer auf Till?" fragte Dörte.
„Der?" Anke zog sich ihre Jeans an. Dörte wußte auch ohne Erklärung, wie zornig Anke war.
Anke sah sich suchend um. An einem der äußersten Tische saß ein Junge und spielte Schach – ganz mit sich allein. Till stand auf dem Bootssteg und beobachtete Anke. Sie hatte es längst bemerkt und setzte sich zu dem Schachspieler.
Schon nach drei Minuten erklärte Karsten Anke die Eröffnung. Dörte lehnte sich an den Nebentisch. Schachspielen – das würde Anke keine sieben Augenblicke aushalten. Kaum hatte Dörte es gedacht, stand Anke auf. „Komm, wir gehen baden!" sagte sie und sah dabei zu Till hinüber.
Der Junge hinter dem Schachbrett schüttelte den Kopf, stützte sich auf den Tisch und stand mühsam auf. Unter der Bank lag eine Krücke. „Ich hatte einen Unfall", sagte Karsten leise. Zuerst sah ihn Anke bestürzt an, aber dann lief sie zum Strand, drehte sich noch einmal um und rief: „Ich komme zurück, ich will mich noch duschen!"
Karsten stakste mit seiner Krücke hinterher. An der Eiche holte er Anke ein. Anke setzte sich in den Schatten und hörte Karsten zu, ein wenig ungeduldig. Immer wieder sah sie heimlich zum Bootssteg hinüber, aber Till schwamm irgendwo draußen auf dem See.
Karsten erzählte von dem Unfall, und daß er noch einmal operiert werden müßte, gleich nach den Ferien. „Schreibst du mir?" fragte er. Anke nickte. „Laß dir meine Anschrift von Dörte geben, ich will wieder ins Wasser!"
Dörte zog ihr Zeichenheft aus der Tasche. Der Schwan war weg, aber der See war noch da und die dicke Weide, die wie eine knorrige Nebelhexe am Seeufer hockte und ins Wasser starrte.
„Kann ich Ankes Anschrift haben?" Dörte riß eine Ecke vom Zeichenblatt und schrieb auf, was Karsten wollte.
Ferientage vergehen schnell. Noch ein Ausflug in die nahe Kreisstadt, ein Kinobesuch – und schon kam der Tag der Abreise.
Anke stopfte alles in ihren Koffer, den Rest in Dörtes Tasche. Der Bus fuhr auf den Vorplatz. Dörte hielt einen Platz frei. Anke stand draußen und redete, reichte Dörte dann aber ihren Koffer durch das Fenster. Der Busfahrer hupte. Von allen Seiten kamen noch Kinder gelaufen, Karsten auch. Vor der Bustür blieb er stehen. „Vergiß nicht, mir zu schreiben!"
„Versprochen!" Anke gab Karsten die Hand. Karsten hielt sie fest.
„Versprochen?"
Der Motor brummte auf. Anke drängte Dörte vom Fenster und lehnte sich hinaus. Sie winkte noch, als der Autobus schon durch den Wald fuhr.
Zu Hause kam Dörte alles wie neu vor, sogar die alten Bücher im Regal und die Kaufhalle.
Schon am übernächsten Tag lag ein Brief für Anke im Kasten – von Karsten. Anke riß ihn auf, las und warf ihn auf ihr Bett. „Ich bin mit Tina verabredet, wir wollen ins Kino!" Weg war Anke!
Dörte steckte den Brief in den Umschlag und legte ihn auf Ankes Nachttisch. Karsten hatte also gleich geschrieben. In der Küche hing der Einkaufszettel am Türhaken, den hatte Anke wieder vergessen. Dörte steckte ihn in die Tasche und lief zur Kaufhalle.
Am nächsten Tag lag der Brief im Papierkorb.
„Du mußt Karsten doch antworten!"
„Ich habe keine Zeit, ich gehe Rollschuhlaufen!" Schon war Anke durch die Tür.
Dörte nahm den Brief aus dem Papierkorb, setzte sich an das Fenster und las ihn. Der Brief war spannend wie eine Geschichte – jedenfalls für Dörte. Karsten schrieb, daß der Tag der Operation schon festgelegt war. Ganz unten stand die Anschrift vom Krankenhaus.
„Anke ist ein Biest!" sagte Dörte laut. „Sie antwortet ihm nicht einmal!" Erschrocken hielt sich Dörte die Hand vor den Mund. So wütend war sie noch nie auf die Schwester. Dann kam ihr plötzlich ein Gedanke. Dörte nahm ihre Briefmappe aus dem Schrank und setzte sich an den Tisch. „Lieber Karsten ..."
War das nicht ein Betrug, was sie da vorhatte? Aber gerade im Krankenhaus wird Karsten auf eine Antwort warten, dachte Dörte. Es wurde ein langer Brief.
Dörte zögerte. Dann schrieb sie: „Es grüßt Dich herzlich Anke".
Heimlich brachte sie den Brief zur Post.
Dörte rechnete. Zwei Tage war so ein Brief unterwegs, also konnte nach vier Tagen schon die Antwort kommen. Dörte wartete am Fenster



auf den Briefträger, jeden Nachmittag, aber der Briefkasten blieb leer. An gewöhnlichen Schultagen gingen die Schwestern gemeinsam nach Hause. Jetzt benutzte Dörte die kleine Hintertür, der Briefträger konnte ja auch einmal früher kommen.
Am Montag lag der Brief im Kasten. Dörte schlug das Herz bis zum Hals. Sie setzte sich auf das Bett und las ihn hastig. Wie interessant Karsten erzählen konnte!
Anke klingelte. Dörte schob den Brief unter das Kopfkissen. Anke warf ihre Schultasche in die Flurecke. „Warum gehst du mir aus dem Weg?"
„Ich wollte noch etwas besorgen!" Dörte lief ins Badezimmer und putzte ihre Schuhe.
Die Wochen vergingen. Dörte hatte sich verändert. Sonst hatte sie Anke alles erzählt. Jetzt schrieb sie Karsten, was sie bewegte, und sie schaffte es, seine Briefe abzufangen.
Es war kurz vor Weihnachten. Dörte hatte heimlich ein Buch für Karsten gekauft. Anke war in der Schwimmhalle. Da klingelte das Telefon. Karsten rief an. Dörte konnte vor Schreck nicht sprechen. Karsten merkte es kaum, er war vor Freude aufgeregt. Über Weihnachten durfte er das Krankenhaus verlassen und bei den Großeltern in der Stadt bleiben.
„In der gleichen Stadt, in der auch du wohnst. Und wann treffen wir uns?"
Dörte setzte sich auf den Fußboden. „Hallo, Anke, bist du noch da?" Dörte nickte – und dann verabredeten sie einen Treffpunkt. Dörte rannte zum Flurspiegel. Was half es, sie sah nun einmal anders aus als ihre Schwester, längst nicht so hübsch – und jeder merkte den Unterschied.
Was nun? Dörte war ratlos.
Gegen fünf kam Anke. Sie erzählte von ihren Trainingserfolgen, aber bald merkte sie, daß Dörte nicht antwortete. „Du bist in letzter Zeit so mufflig – unausstehlich!"
Abends, kurz vor dem Einschlafen, setzte sich Dörte auf Ankes Bettkante. „Karsten will sich mit dir treffen."
Anke richtete sich auf. „Wer?"
„Der Junge mit der Krücke – aus dem Ferienlager!"
Was blieb Dörte übrig, sie mußte Anke alles erzählen.
„Das hast du dir eingebrockt, das mußt du auch auslöffeln!" Anke drehte sich auf die andere Seite und hörte nicht mehr zu.
Mit Riesenschritten kam der Sonnabend heran, an dem Dörte mit Karsten verabredet war. Ich gehe einfach nicht hin, dachte Dörte, aber dann steht er vor der Tür und klingelt!
Jeden Abend versuchte Dörte, ihre Schwester zu überreden, und jeden Abend wurde Anke abweisender.
Am Sonnabendnachmittag kämmte sich Dörte, setzte sich Ankes Mütze auf und stellte sich wieder vor den Spiegel. Aber sie riß die Mütze vom Kopf und warf sie in die Ecke.
Karsten wartete schon. „Wo ist Anke?" fragte er gleich.
„Die? Sie muß zu einem Wettbewerb, sie springt vom 2-Meter-Brett!" Dörte merkte, wie enttäuscht Karsten war. Er ging ohne Krücke durch den Park.
„Du kannst ja wieder richtig laufen!" Karsten schwieg. Dann erzählte er Dörte von Ankes Briefen, wie er im Krankenhaus darauf gewartet hatte. „Die Briefe waren wie ein Besuch. So einen Freund braucht man gerade im Krankenhaus. Jetzt wirst du verstehen, wie enttäuscht ich bin."
Dörte wurde verlegen. Mit jeder Antwort konnte sie sich verraten.
Am Ende des Parkweges verabschiedete sich Karsten. „Grüße Anke. Ich rufe wieder an." Mit unsicheren Schritten ging er über die Bachbrücke. Dörte stand wie angewurzelt. Sie hatte sich alles ganz anders vorgestellt. Anke war eben viel hübscher – daran lag es. Trotzdem: Den Schwindel habe ich mir allein eingerührt!
Dörte warf ihren Zopf über die Schulter und rannte Karsten nach. Kurz vor dem Parktor holte sie ihn ein. Noch ganz außer Atem erzählte sie von den Briefen und von Anke, die einfach nicht kommen wollte – und wie sie jeden Tag zum Briefkasten gelaufen war und ... und ... Dörte kamen die Tränen. Sie drehte sich um und rannte davon.
Anke war neugierig und wollte wissen, wie alles abgelaufen war, aber Dörte schüttelte den Kopf. „Ich habe Kopfschmerzen!" Sie packte ihre Mappe und ging ins Bett.
Es war ein ärgerlicher Vormittag in der Schule, und das zwei Tage vor Weihnachten. Dörte mußte immerzu an Karsten denken, an diese verflixten Briefe – an den ganzen Schwindel.
Anke wartete schon an der Klassentür auf Dörte. „Es gibt Milchreis, und dann erzählst du mir endlich, wie es mit Karsten war – oder bist du gar nicht dagewesen?"
„Ich komme gleich!" Dörte packte umständlich ihre Bücher zusammen und rannte nach Hause. Sie wollte niemanden sehen. Anke am allerwenigsten.
Der Nachmittag schlich dahin. Anke kam, um ihr Schwimmzeug zu holen. Sie brachte Heike und Ines mit und war gleich wieder verschwunden.
Gegen vier klingelte es. Draußen stand Karsten.
„Anke ist zum Training", sagte Dörte unsicher.
„Ich komme zu dir!"
Vor Verlegenheit ging Dörte in den Flur und setzte sich die Mütze auf. „Willst du auch weg?" fragte Karsten. Dörte schüttelte den Kopf und hängte die Mütze wieder an den Haken.
„Gehen wir zum Rodelberg – zugucken?" Dörte nickte.
Im Park war es still. Nur ab und zu wehte der Wind den Lärm vom Rodelberg heran. Dörte und Karsten redeten miteinander – redeten und redeten. Komisch, dachte Dörte, sonst fällt mir nie etwas ein.
Es begann wieder zu schneien.
„Im nächsten Jahr gehen wir zusammen rodeln", sagte Karsten, „dann bin ich wieder gesund!"

Zeichnung: Friedrun Weißbarth

EKG für SPW!



Natürlich wird bei einem Schützenpanzerwagen kein Elektrokardiogramm gemacht, aber jeder einzelne wird auch regelmäßig gründlich geprüft, denn Gefechtsbereitschaft ist überall in der NVA oberstes Gebot.

Eine Schraube locker?

So etwas gibt's hier nicht. Oberfähnrich Fritz Unterberg, der Panzertechniker der Einheit, legt dafür seine Hand auf den Schützenpanzerwagen. Seinen gestrengen Augen entgeht kein Fehler und schon gar keine lockere Schraube an der Technik. Kein Wunder, der gelernte Ofensetzer, Fliesenleger und Schiffsbetriebsschlosser macht im Augenblick seinen Ingenieur für allgemeinen Maschinenbau. Und in seinen vierzehn Dienstjahren kennt er die Baupläne seiner Schützenpanzerwagen so ziemlich auswendig. Da ist ihm keine Schraube unbekannt.
Und seine Genossen qualifiziert er soweit, daß sie wieder andere Besatzungen von Schützenpanzerwagen als Fahrlehrer ausbilden können. Aber dazu muß die Technik rollen! Im Augenblick steht sie, und Soldat Frank Patzker, ein Gas-Wasser-Installateur aus Berlin, müht sich, das Rad abzunehmen. Radwechsel am SPW! Oberfähnrich Unterberg hilft ihm dabei. Schließlich hat es so ein Rad in sich, wie man sehen kann!

Wie geschmiert ...

laufen die zwei Motoren des SPW nach der Wartung. Ein Luft- und Ölfilterwechsel ist natürlich notwendig. Etwas eng, aber keine „Hürde" für Soldat Roger Andreas, auch ein Gas-Wasser-Installateur aus Berlin.

Nun sind zwar in einem SPW kaum Gas- und Wasserleitungen zu legen, aber es macht sich ganz vorteilhaft, wenn man bei der Wartung dieser Technik keine „linken Hände" hat.
Aber darauf achtet der Oberfähnrich schon! Die Batterie ist ebenso wichtig. Sie wird ausgebaut und frisch geladen. So stimmt dann das „Stromnetz" des SPW bald wieder. Soldat Klaus Cerny aus Leipzig hat die Sache voll im Griff!

Mit „Röntgenaugen" ...

wird das Fahrzeug „durchleuchtet". Alle Ölstände werden überprüft, die Ölzentrifuge, das gesamte Kühlsystem. Und natürlich die elektrische Anlage und die Bewaffnung. 106 Tonnen bringt so ein SPW auf die Waage und besteht aus mehreren tausend Einzelteilen. Zwei Motoren beschleunigen auf 50 km/h. Kommandant, Fahrer und Richtschütze können mit diesem Fahrzeug sofort aus der Bewegung heraus ein Wasserhindernis durchqueren.
So ist der SPW ein wichtiges Fortbewegungsmittel für die motorisierten Schützen. Wenn Oberfähnrich Unterberg am Steuer sitzt und alle Aggregrate auf ihre Funktion überprüft hat, dann lautet seine Diagnose: „Gefechtsbereit!"
Die Arbeit aller Genossen in den letzten Tagen hat sich gelohnt!

Text und Fotos: Klaus Trecke



SAGEN AM SEE

Hallo, „Frösi"-Sagensucher!
Sicher habt ihr die Aufforderung von Sibylle Durian im Januarheft vernommen und seid eifrig dabei, nachzuforschen, welche alten Sagen man sich in eurem Heimatort erzählt.
Denkt daran: Spätestens bis 15. September 1985 muß euer „Sagenbrief" bei uns eingetroffen sein!
Heute könnt ihr Sagen lesen, die sich die Leute in der Gegend um den Schwielochsee erzählen, aufgeschrieben für euch von der Schriftstellerin Gerda Weinert.

Der Schwielochsee ist über dreizehn Quadratkilometer groß und hängt mit seinem nördlichsten Zipfel an der Spree. Geographisch ist er dem Bezirk Frankfurt/Oder zugeteilt. Spaziert man aber am südlichen Strand, ist man bereits im Bezirk Cottbus.
An den Ufern ringsum gibt es schöne Campingplätze, aber auch stille Winkel und Buchten, die geschützt sind wegen der seltenen Vögel und Pflanzen.
Der See ist sehr flach. Vom Sturm aufgepeitschte, ans Ufer gebrandete Wellen können hernach nicht wegtauchen und sich in der Tiefe beruhigen. Darum gibt es an der Oberfläche gefährliche Turbulenzen. Aber es ist ja nicht alle Tage Sturm.
Merkwürdige Geschichten, die man sich noch heute in den umliegenden Dörfern erzählt, habe ich erfahren und für euch neu aufgeschrieben.

Wie der Schwielochsee entstand

Die einen erzählen:
Vor langer, langer Zeit stand dort, wo sich heute der Schwielochsee ausbreitet, auf moorigem Grunde ein Eichenwald. Er gehörte einem Wendenkönig, der ein leidenschaftlicher Jäger war und den Wald zum Gehege für seine wilden Sauen auserwählt hatte, denn dort fanden sie reichlich Nahrung.
Eines Tages wühlte eine riesige Sau ein tiefes Loch, dem plötzlich mit starkem Druck ein Wasserstrahl entsprang, der den Wald weithin überschwemmte, so daß fortan die Wogen eines ausgedehnten Sees fluteten, den die Leute Schwieloch (Schweineloch) nannten.
Darüber, daß all sein geliebtes Wild ertrunken war, geriet der Wendenkönig in maßlose Wut. Er ließ seine Waldhüter rufen und töten. Ihr Blut färbte eine Quelle, die noch heute rötlich sprudelt.



Die anderen meinen:
Früher soll zwischen Sabrodt und Goyatz ein großes Luch gewesen sein. Das trug den Namen Schweine- oder Schwiensluche. Als aber im 16. Jahrhundert Markgraf Johannes, genannt Hans von Küstrin, die Mühlen bei Beeskow auszubessern gedachte und Dämme errichten ließ, um das Spreewasser einige Zeit zu stauen, ergoß es sich in das Luch und bildete den See, der seitdem geblieben ist.

Das Götterschloß im Schwielochsee

Einst stand auf dem Grunde des Sees ein prächtiges Schloß. Dort hauste der Wassergott Swielo. Er war weißbärtig wie ein Greis und launenhaft wie ein verwöhntes Kind.
In der Nähe, auf einem Berg, wohnte ein schönes Fräulein. Swielo wollte es zur Frau, doch das Fräulein mochte ihn nicht.
Den Verschmähten packte deshalb manchmal ein so jäher Zorn, daß er ungestüm aus dem Wasser langte und irgend einen Menschen, der sich zufällig auf dem See befand, zu sich hinabzog in sein prächtiges Schloß.



Der steinerne Grund

Wo die Spree in den Schwielochsee mündet, ist das Flußbett mit Steinen übersät. Die Ursache dafür war Gisela.
Es lebte nämlich auf einer Burg bei Sabrodt der Ritter Weitbrecht mit seiner Frau, der Tochter Gisela und vielerlei Gesinde.
Der Wendenfürst Wituschek aus Schlepzig verliebte sich unsterblich in die schöne Gisela und hielt bei Ritter Weitbrecht um ihre Hand an.
Weitbrecht war nicht abgeneigt, verlangte aber, daß der Wende den christlichen Glauben annehme.
Doch Wituschek wollte dem Glauben seiner Väter nicht untreu werden und beschloß, die schöne Gisela zu rauben.
Als Weitbrecht eines Tages mit seinem Gefolge zur Jagd geritten war, überfiel der Wendenfürst die Burg.
Schon schien der Handstreich geglückt, da kehrte Weitbrecht überraschend heim. Seine kluge Frau hatte ihm ihren Hund nachgeschickt, dem sie, als Zeichen höchster Gefahr, ihr Taschentuch um den Hals gebunden hatte.
Zutiefst erschrocken, und ohne die schöne Gisela, sprangen die Wenden in ihre Kähne und flohen. Aber Wituschek gab nicht auf. Er belagerte Weitbrechts Burg und beschoß sie von der Wasserseite her mit Steinen, die er auf Kähnen herbeischaffen ließ.
Auch von der Burg prasselte Steinhagel.
Wituschek wurde arg getroffen. Auf dem Wundbett gelobte er, fortan dem Christengott zu dienen, wenn der ihn heile. Der Wendenfürst genas, hielt sein Gelübde, bekam die schöne Gisela, und sie feierten alsbald eine fröhliche Hochzeit.

Der Drache von Speichrow

Bei einem Bauern in Speichrow wohnte auf dem Dachboden, in einem riesigen Faß, ein Kalb.
Das Kalb aber war ein guter Drache, der statt Feuer Geld spuckte.
Er mußte mit Hirsebrei gefüttert werden und niemand, der nicht zur Familie gehörte, durfte ihn erblicken.
Hätte der Bauer den Drachen hungern oder jemanden sehen lassen, wäre das Tier durch die Bodenluke entwichen, hin zu jemand anderem.
Nur im Dorf mußte der Drache für immer bleiben.

Die Ludgen

In den Ludgenbergen, nahe dem Schwielochsee, wohnten die Ludgen. Das waren so kleine Leute, daß neun in einem Backofen dreschen konnten. Sie hatten breite Schultern und große Köpfe. Sie waren friedfertig und lebten ganz für sich in der Erde zwischen den Baumwurzeln.
Nur manchmal kamen sie in eines der Dörfer, um sich Äxte, Backschüsseln, Ofenkrücken und Butterstampfen zu besorgen.
Und wenn über den Ludgenbergen dickes Gewölk hing, wußten die Menschen ringsum: Die Ludgen hatten Backtag.
Die Gerätschaften, die sie sich geholt hatten, brachten sie ehrlich zurück und hinterließen zum Dank graues Brot oder Kuchen.
Weil aber die Kinder der Ludgen sehr häßlich aussahen, mochten sie die hübschen Menschenbabys so sehr, daß sie wohl hier und da eins geraubt hätten, wenn nicht in jede Wiege vorsichtshalber eine Bibel gelegt worden wäre.
Als die Kirche von Zaue eine Glocke bekam, ertrugen die Ludgen das Geläute nicht, zogen fort und kehrten nie mehr wieder.



Brennendes Geld

Um Mitternacht kam ein Mann in die Nähe der Ludgenberge. Abseits vom Wege sah er ein Kohlenfeuer brennen. Gelegenheit, die Tabakspfeife in Brand zu setzen, dachte er und wollte die Kohlen ein wenig mit dem Messer auseinanderscharren. Doch da fiel es ihm in die Glut, und er konnte es nicht wiederfinden. Mißmutig setzte er seinen Weg fort.
Anderntags ging er abermals zu der Stelle und fand das Messer sofort. Es lag in einem Häufchen Geld, das nachts wie Kohle gebrannt hatte. Also ließ sich mit Eisen oder Stahl brennendes Geld bannen, daß es bleiben mußte.
Später haben sich andere auf den Weg gemacht. Aber es hat kein Geld dort gebrannt.
Man durfte es nicht suchen, man mußte es zufällig antreffen.

Feuerreiter

Als es in Speichrow bei Gottlob Lehmann brannte, kam ein fremder Reiter angesprengt, ritt durchs Feuer und wieder fort. Hinter ihm her wehte ein leuchtender Feuerschweif. Der Brand bei Gottlob Lehmann erlosch.
Ein anderes Mal brach in Pieskow ein Feuer aus.
Da kam der alte Krüger aus Speichrow auf seinem Schimmel angaloppiert, ritt dreimal um den Brand, streckte beschwörend die Hand aus, murmelte unverständliche Worte und ritt davon. Ihm folgte das Feuer ebenfalls. Als er das Wasser des Schwielochsees erreicht hatte, war die feurige Schlange plötzlich verschwunden.
Auch der Brand in Pieskow erlosch.

Der Raubschatz

Auf je einer Anhöhe der westlichen Seite des Schwielochsees lebten die Brüder Jarmak, Hormak und Jaroschek.
Jaroschek führte ein wüstes Räuberleben und seine Schätze häuften sich. Sengend und raubend machte er selbst vor den Gebieten seiner Brüder nicht halt. So gerieten sie oft gegeneinander. Doch sobald sich Jaroschek auf seine Burg zurückzog, waren Jarmak und Hormak machtlos gegen ihn. Die Burg schützten Wasser und Sümpfe und ein hoher Wall. Erst als den Brüdern eine Furt durch den Sumpf verraten ward, gelang ihnen in einer düsteren Nacht die Erstürmung der Burg. Sie ging in Flammen auf. Doch zuvor konnten viele Gefangene aus ihren Kerkern befreit werden.
Mit einem Kahn entkam Jaroschek samt seiner bleiernen Schatztruhe. Aus Furcht, sie könne ihm genommen werden, versenkte er sie noch in gleicher Nacht in den Fluten und fand die Stelle hernach dann selber nicht mehr.
Noch immer soll der Raubschatz des Jaroschek irgendwo auf dem Grunde des Sees liegen.



NACHBEMERKUNG:

Uralt scheint der See tatsächlich nicht zu sein. In Chroniken soll es mehrfach Hinweise auf den Markgrafen von Küstrin geben. Theodor Fontanes Nachforschungen über diesen Johannes sind in den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" beschrieben. Neben viel Mißlichem erfahren wir dort über ihn aber auch, ... daß ordnen und aufbauen so recht dem innersten Zuge seiner Natur entsprach. – Also könnte ihm bei seinem Mühlenprojekt der See passiert sein. Die riesige Sumpfsenke lag ja wie eine Auffangschüssel bereit.
Jene Quelle aber, deren Farbe man fix einer wendischen Mordtat zuschob, stammt schlicht und einfach von einer Rasenerzablagerung.
Wo die Spree in den Schwielochsee mündet und die Steine liegen, soll, so meint ein Ortskundiger, die Burg des räuberischen Jaroschek gewesen sein, von deren Verfall das Gestein herrühre. Sogar Reste des einstigen Walles seien noch erkennbar.
Wie auch immer! Ob Weitbrecht, der Deutsche oder Jaroschek, der Wende oder beide nacheinander dort gewohnt haben ... Uns sind die Sagen geblieben und die künden von der reichen Phantasie unserer Vorfahren, und manchmal ist irgendwo ein Körnchen Wahrheit dabei. So zum Beispiel ihr großer Wunsch, der Armseligkeit zu entkommen.

Zeichnungen: Wilfried Läpke



Königinnen am Rennsteig

„Ich wand're ja so gerne, am Rennsteig durch das Land, den Beutel auf dem Rücken, die Klampfe in der Hand ..." Meist bricht hier schon der munter angestimmte Gesang ab. Die wanderlustigen Sänger wissen nicht weiter im Text. Ein bißchen la, la, la noch und das Liedchen von Herbert Roth löst sich in verlegenes Gekicher auf. Wieder sind die Vögel alleinige Sänger am Kammweg des Thüringer Waldes, dem Rennsteig.
Trotzdem geht das Wandern weiter, von Hörschel hinter Eisenach, wo der Rennsteig beginnt, über Hohe Sonne, Inselsberg (916 m über dem Meeresspiegel), Spießberg, Beerberg (982 m über dem Meeresspiegel), Schmiedefeld, Neustadt am Rennsteig, Neuhaus am Rennweg. In Blankenstein, westlich der oberen Saale, endet der bekannteste Wanderweg unserer Heimat. 160 km ist der Rennsteig lang. Mal zieht er sich ein Stück als breiter Waldweg dahin, mal steigt er schmal wie ein Pfad über felsige Klippen, mal führt er als glatte Fahrstraße durch einen Ort, aber immer läßt er sich finden, erkennbar an dem großen „R", gemalt an Bäume, gemeißelt in Stein oder geschnitzt in Holz, je nachdem. Wenn er den Blick frei gibt nach Norden oder Süden, über das weite Vorland oder die Gipfel des Hochwaldes, möchte man wie der Bussard schweben, um noch mehr von dem Land, noch weiter zu sehen. Rot leuchten anfangs die Ortschaften herauf, bis man sich dem Schiefergebirge nähert, wo die Häuser mit graublauem Schiefer bedeckt und oft auch umkleidet sind.
Über 700 000 Kur- und Feriengäste nimmt das Gebirge in seinen Tälern und auf seinen Höhen jährlich auf. Wie die Besiedlung, so erfolgte auch die Eroberung des Waldes durch Feriengäste, von den Randgebieten her. In Ilmenau wurde vor 130 Jahren eine Kaltwasserheilanstalt eingerichtet. Unter den ersten Gästen befand sich Eckermann, der berühmte Sekretär Goethes. Erst 50 Jahre später, als brauchbare Straßen durch das Gebirge gebaut waren, drangen die Feriengäste auch ins Innere des Waldes vor. Nicht Leute wie du und ich – Barone, Grafen, Freiherren, Rittergutsbesitzer, Bankiers, Unternehmer belustigten und vergnügten sich an frischer Luft und reich gedecktem Tisch.
Wir haben sie beinahe schon vergessen, denn heute ist Thüringen, und besonders der Thüringer Wald, das Ferienparadies der Arbeiter, Bauern, Handwerker; der Frauen und Männer, die in den Büros arbeiten und anderswo. Weithin über die Gipfel der Baumriesen hinaus und bis weit ins Vorland sichtbar, ragen die modernen Ferienheime von Oberhof, Finsterbergen, Friedrichroda, Tabarz und so weiter. In den Tälern stehen winterfeste Baracken, Bungalows oder Zelte, in denen meist Jugendliche und Kinder ihre Ferien erleben. Zu jeder Jahreszeit lockt das Gebirge auf andere Weise und in anderem Gewand. An den schneebedeckten Hängen sausen die Rodler und Skifahrer hinab. In den Bauden und Finnhütten glühen abends die frostgegerbten Wangen der Wintersportler.
Doch jährlich reisen auch zweitausend Königinnen nach Oberhof. Jede wird von einem stattlichen Gefolge begleitet, 50 000 bewaffnete Verehrer erwarten die Sommerfrischler. Eine Krone? Nein, eine Krone haben diese Königinnen nicht. Dafür aber eine farbige Kennmarke, zweieinhalb Millimeter groß. Seit zwanzig Jahren schon kommen sie in die luftigen Höhen, machen hier ihren Hochzeitsflug und beginnen nach der Begegnung mit den Drohnen, täglich zweitausend Eier zu legen. Wer so etwas tut? Es sind die Bienenköniginnen. Stechsicher verpackt, kommen sie mit ihren Arbeitsbienen per Eisenbahn angereist, werden von den Drohnen befruchtet und fahren wieder ab zu ihren Imkern, die zwischen Rostock und Meiningen, Eisenach und Bad Schandau auf sie warten.
Auch vierbeinige Feriengäste hat Thüringen seit jüngster Zeit. Braun- oder schwarzgeflecktes Rindvieh schwenkt im Frühjahr seine Schwanzquaste als Ferienscheck und reist nach Süden zur Kur. Einen Sommer lang bevölkert es Tag und Nacht die Berghänge, schnüffelt genießerisch Höhenluft, rupft Gräser und würzige Pflanzen, bis der Bauch rund und prall geworden ist, und reist im späten Herbst zurück in den heimatlichen Stall.

Hartmut Biewald

Zeichnung: Jörg-Michael Rückmann

Zur Kur in Klink

Fortsetzung aus Heft 7/85

Die zweite Kur-Woche war gerade zu Ende gegangen. Jeder Tag eine Strapaze, kann ich euch sagen. Nach mageren Mahlzeiten, ewigem Massieren, Wassertreten und Waldlauf war der Fall eingetreten, mit dem ich am wenigsten gerechnet hatte: Ich mußte mich neu einkleiden. Nichts paßte mehr, keine Hose, kein Hemd, kein Pullover. Alles schlackerte an meinem Körper nur noch so herum. Anders bei Erwin. Aus diesem Würstchen war eine Wurst geworden. Kein Knopf ging mehr zu, kein Reißverschluß – nichts.

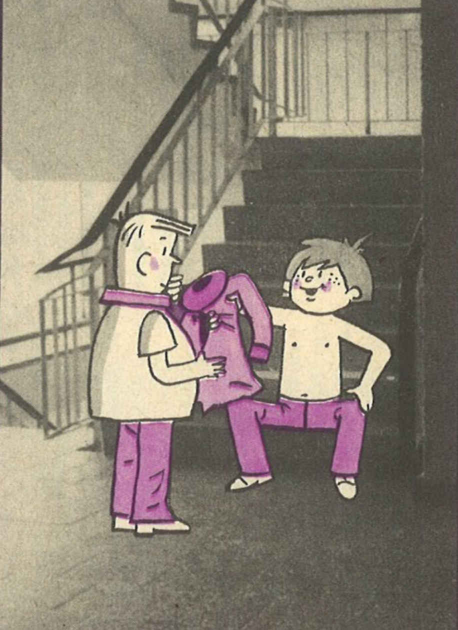
Erwin saß abends auf dem Bett und heulte. „Nun mach mal nicht auf Panik, mein Kleiner", versuchte ich ihn aufzumuntern. „Laß uns mal ein paar Runden im Bad drehen und dabei werden wir etwas bereden." Erwin folgte mir wie ein Schaf. Ich hatte eine grandiose Idee, aber die mußte ich ihm ganz schonend beibringen.

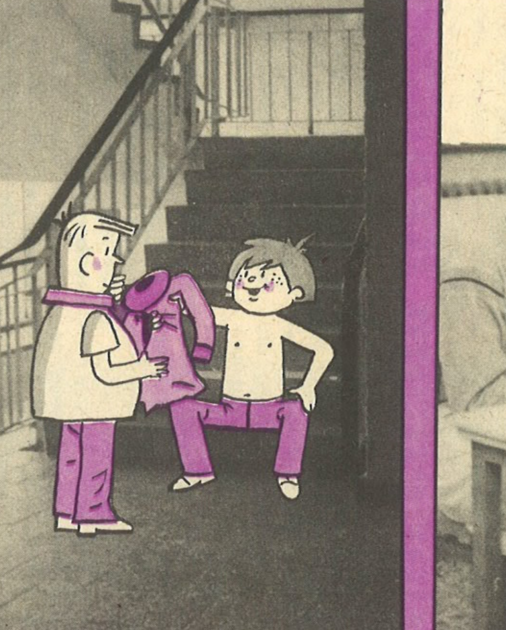
Wir duschten, und dann wollten wir unsere Badehosen anziehen. Doch so sehr Erwin an seiner Hose auch herumzerrte, er paßte nicht hinein. Da machte ich ihm einen folgenschweren Vorschlag: „Probier doch mal meine Badehose." Es klappte. Sie paßte ihm wie angegossen. Ich zog seine Badehose an – mein Plan schien zu glücken.

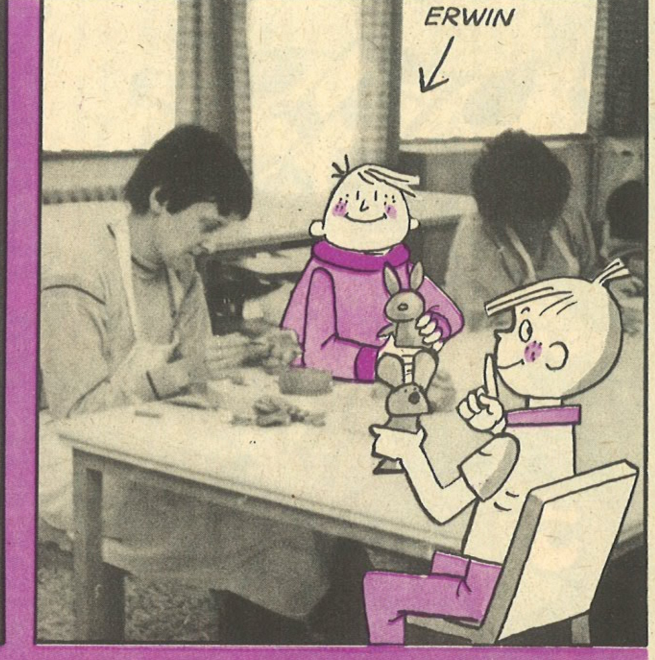
Nachdem wir drei, vier Bahnen zurückgelegt hatten, machte ich einen weiteren Vorstoß: „Was wird denn deine Mutter sagen, wenn du wie ein Wonneproppen zu Hause einschneist?" Erwin schnappte nach Luft: „Ich kann nachts schon kaum noch schlafen. Sie hat immer zu mir ‚mein Häschen' gesagt, aber jetzt bin ich wohl mehr ein Hase." Wohl noch mehr ein Kaninchen – dachte ich so bei mir.

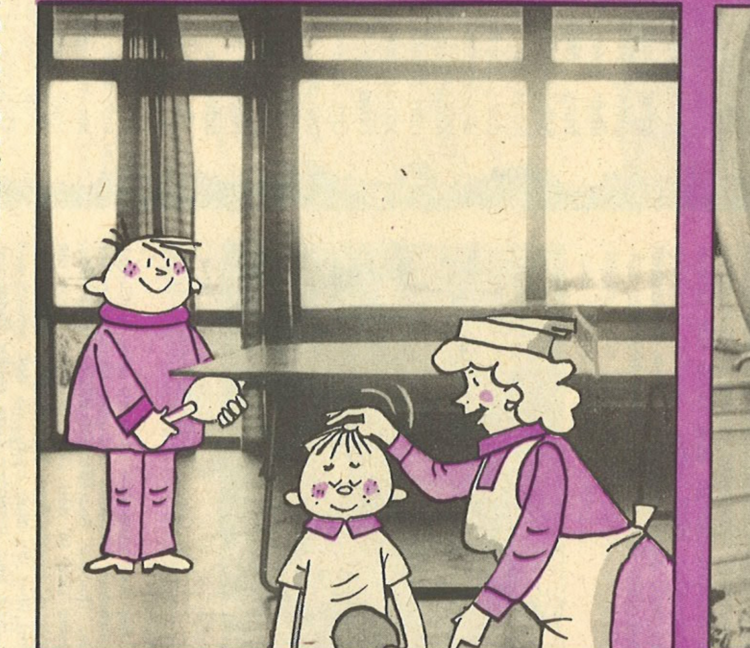
Auf dem Weg ins Zimmer holte ich erneut aus: „Probier doch mal meinen Pullover, der müßte dir doch jetzt auch passen." Erwin probierte. Richtig schick sah er aus. „Weißt du was", sagte ich betont mitleidig, „wir tauschen einfach unsere Sachen." „Tolle Idee!" Erwin strahlte wie ein Spanferkel. „Du bist ein richtiger Freund, Tüte." Der hatte vielleicht 'ne Ahnung! Und als Erwin sich mit meinen Klamotten im Spiegel betrachtete, führte ich den letzten Schlag: „Wir sollten nicht nur die Kleidung tauschen, sondern auch die Person." Erwin überlegte: „Wie meinst du das?" Ich lächelte in mich hinein. „Ganz einfach: Du bist ab sofort Tüte und ich bin Erwin. Eine gewisse Ähnlichkeit haben wir doch, und mit meinen Sachen siehst du glatt aus wie ich. Bei meiner Behandlung, die du ab sofort für mich absolvieren wirst, haben wir dich bis zum Ende der Kur wieder im

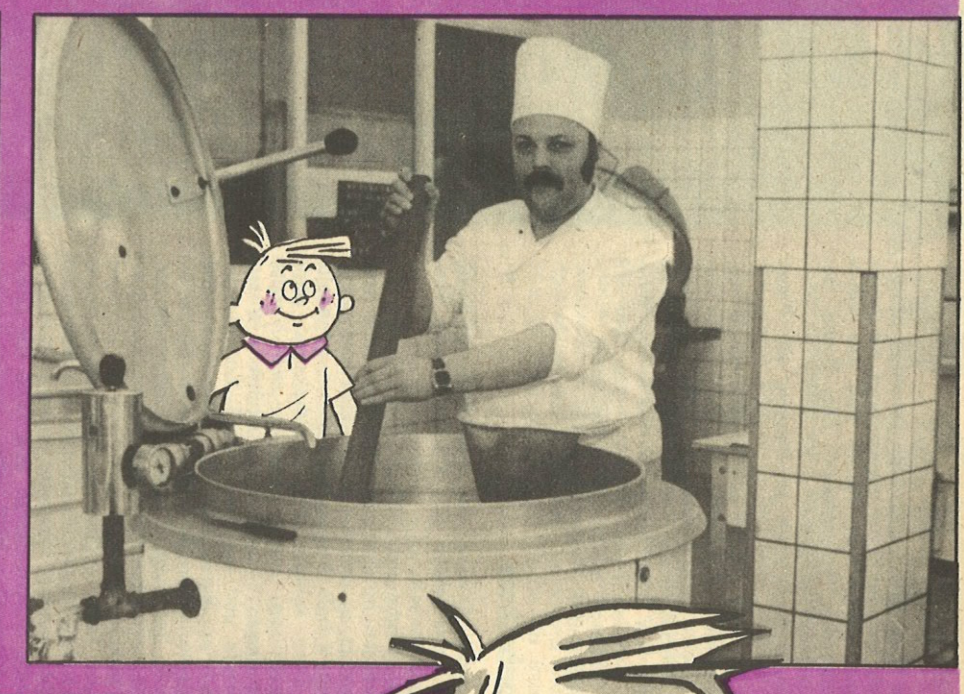












Format. Erwin war echt begeistert.

Die folgenden zwei Stunden verbrachten wir auf dem Zimmer mit Schminken und Umfrisieren. Meine Polkalocken mußten ab, und Erwin bekam Sommersprossen. Dann war's passiert: Erwin und Tüte hatten die Person gewechselt.

Zunächst wollten wir einmal probieren, ob unsere List glückte. Seit fast zwei Wochen waren wir regelmäßig im Modellierraum gewesen und hatten aus Ton alles mögliche gebastelt und gebrannt. Es klappte! Erwin bekam meine Hasen und Igel und ich seine. Nun war ich voller Hoffnung. Ich wollte unbedingt in die Milchbar. Erwin kam mit. Mir stellte man den Eisbecher mit Früchten und Sahne hin, Erwin bekam Tee – natürlich ungesüßt!

Nun verspürte ich Lust auf eine Runde Tischtennis. Als wir den zweiten Satz fast beendet hatten, kam eine der freundlichen Krankenschwestern. Strafend blickte sie Erwin an: „Tüte, du sollst deinen Freund nicht immer zum Rumtoben verführen. Der arme Erwin braucht Ruhe!" Sie strich mir über den Kopf. „Leg dich einmal ein Stündchen hin, mein Kleiner. Tüte treibt lieber allein Sport." Also ging ich aufs Zimmer und Erwin mußte Runde um Runde durch den Wald pesen.

Mich hielt es nicht lange im Bett. Der Hunger trieb mich in die Küche. Der Koch war gerade beim Rühren. Phantastische Düfte stiegen aus dem Riesenkochtopf. Mir knurrte vollautomatisch der Magen. „Ist ja nicht zu glauben, mein Kleiner", sagte der Koch teilnahmsvoll. „Na, wenn's dir schmeckt, dann koste einmal." Er gab mir einen Teller Suppe, frische, dampfende Suppe. Euer Tüte war wie im siebenten Himmel.

Eine eigene Bäckerei hat das Ferienheim auch. Und auf ein Stück Kuchen hatte ich ebenfalls Appetit. Also ging ich hin. Ahnt ihr etwas? Richtig! Ein Stück Schwarzwälder und eine Blätterteigschnitte fielen für mich ab.

Abends traf ich meinen Freund Erwin im Klönpott. Das ist ein alter Dampfer, ganz schick aufgemotzt und auf Land gelegt, ebenfalls auf dem Gelände des Urlauberobjekts. Erwin war glücklich: „Habe das Gefühl, daß ich schon abgenommen habe." Na, und ich war erst glücklich, denn ich hatte das Gefühl, daß es langsam wieder bergauf ging mit mir.

Die restlichen Tage verbrachte ich in Saus und Braus. Erwin rackerte durch das Gelände, marschierte zu allen möglichen Behandlungen und wurde langsam wieder zum Strich.

Aber dann passierte etwas, womit wir beide nicht gerechnet hatten: die Abschlußuntersuchung.

Ausge-Klinkt

Direkt an der Müritz gelegen, wurde das FDGB-Heim am 12. Juni 1974 eröffnet. In dem achtstöckigen Gebäude, das rund 35 m hoch ist, gibt es viele Ein- bis Sechsbettzimmer, die vielen Urlaubern Platz bieten. Sportplätze, ein Indianerspielplatz, Bootsausleihe und Tennisplätze gehören zu den vielen Außenanlagen. Für jeden Ferienplatz zahlt der FDGB zusätzlich etwa 150,– Mark, um die Unkosten für Unterbringung und Verpflegung zu decken. Rund 30 000 Urlauber verbringen hier jährlich ihre Ferien.

Wir hatten inzwischen wieder die Sachen getauscht, meine paßten mir wieder und auch Erwin hatte keine Probleme mehr.

Ich war als erster dran. Die Schwester wog mich, schüttelte den Kopf, wog noch einmal: „Das kann doch nicht sein. Das ist doch unmöglich. Du hast 350 Gramm zugenommen. So etwas hatten wir ja noch nie." Sie schaute auf meine Behandlungskarten.

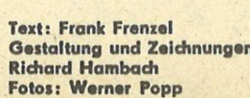
„Alles absolviert, Diät, Massage ... Ich begreife das nicht. Warte einmal einen Moment draußen." Jetzt mußte Erwin rein.

Er machte ein Gesicht, als müßte er einhundert Meter Makkaroni essen. „Verrate mich nicht!" gab ich ihm mit auf den Weg. Nach drei Minuten kam er wieder heraus. Er heulte wie ein Schloßhund. Alles klar: Er hatte gequatscht. Jetzt mußte ich wieder rein. „Bist du nun Erwin oder Tüte?" empfing mich die Schwester. „Auf jeden Fall bist du der miserabelste Kurpatient, den wir je hatten. Seit elf Jahren gibt es dieses Heim, aber so etwas ist in der ganzen Zeit noch nicht vorgekommen. Unser Objektleiter, Genosse Ziegan, hat sich ein paar Minuten Zeit für dich genommen. Geh einmal gleich rüber!"

Sie knallte die Tür zu. Ich würdigte Erwin mit keinem Blick. Schließlich hatte ich ihm doch nur helfen wollen.

Genosse Ziegan war bereits bestens informiert – telefonisch natürlich. Nun bekam ich mein Fett, aber gründlich. „Weißt du", fing er sein Donnerwetter an, „die Sozialversicherung bezahlt für eine Kur 700,– bis 800,– Mark. Eine Menge Geld bei rund 1 100 Kurgästen pro Durchgang. Rund 580 Mitarbeiter bemühen sich, den Aufenthalt hier so angenehm wie möglich zu machen und den Kurerfolg zu garantieren. Und dann so etwas!" Er schüttelte den Kopf. Jetzt beugte er sich zu mir herüber. „Aber eines muß ich dir lassen – du bist ein pfiffiges Kerlchen." Ich gab ihm recht, nicht nur was das pfiffige Kerlchen betraf, auch sonst. Es war wirklich ein übler Trick und der Erfolg: zwei Kuren umsonst. Erwin fuhr als Hungerlatte nach Hause und ich hatte sogar zugenommen.

Auf der Rückfahrt nach Berlin blätterte ich noch ein bißchen im Prospekt des Ferienheims. Rund 30 000 Urlaubsreisen vergibt der FDGB. Ganz modern ist das Heim – mit allen Schikanen. Aus der Küche kommen täglich 2 500 Essenportionen, für die Urlauber natürlich, für einen Kindergarten und eine Krippe in der Umgebung und für umliegende Betriebe. Das Heim ist wie eine kleine Stadt. Neben Geschäften gibt es dort Bibliotheken, Post, Fahrkartenschalter, Friseur, jede Menge Gaststätten und Milchbars, Tennisplätze, eine Bootsausleihstation, eine Apotheke, eine Reparaturannahme und vieles mehr. Tja, Urlaub müßte man dort mal machen, dann gibt es bestimmt keine Sorge mit Diät-Essen. 1984, zum 35. Jahrestag unserer Republik, wurde das Heim mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Gold ausgezeichnet. Dazu nachträglich mein und unser Glückwunsch, ebenso zum 40. Geburtstag unseres FDGB.



Text: Frank Frenzel
Gestaltung und Zeichnungen: Richard Hambach
Fotos: Werner Popp



DER GRÜNE GÜRTEL

Vielleicht siehst du durch dein Fenster einen Baum auf dem Hof oder auf der Straße. Unter Bäumen kann man gut spielen, sich dahinter verstecken, ihren Schatten suchen.
Wußtest du eigentlich, daß die Blätter der Bäume viel Staub aufnehmen und Sauerstoff, den jeder Mensch zum Atmen braucht, abgeben? Das alles sind doch gute Gründe, Bäume oder Sträucher anzupflanzen.
Dazu möchte ich dir von Merseburg erzählen. Das ist eine über 1000 Jahre alte Stadt an der Saale. Heute ist sie zum Mittelpunkt der Kultur eines der größten Wirtschaftsgebiete unseres Landes geworden, wo sich ringsherum Riesen erheben, riesenhafte Chemie-Werke. Allein in den Leunawerken arbeiten über 30 000 Menschen, soviel wie in einer mittelgroßen Stadt leben.

„Staubsauger" der Stadt

Viele Chemiewerker wohnen in Merseburg. Je nachdem wie der Wind steht, schmeckt dort die Luft nach Chemie. Einen großen Teil der Schwebstoffe saugen jedoch die Blätter auf und sorgen für gute Luft. Mit Phantasie betrachtet sind Bäume auch ein „Staubsauger" der Stadt.
Um ihre Chemiearbeiterstadt „grün" zu machen – ähnlich der sowjetischen Industriestadt Ufa –, wurden alle Bürger Merseburgs mobilisiert. Die Volksvertreter sprachen darüber in den Wohnbezirken mit den Bürgern, sorgten für Geräte, wie Hacke und Spaten, sowie Lastkraftwagen. Allein im letzten Jahr war beim Anlegen von Grünflächen fast jeder zweite Merseburger auf den Beinen.
Daß es sich hierbei um die „Mach-mit!"-Bewegung handelt, hast du sicherlich geahnt.
Mittlerweile ist es auch ein guter Brauch geworden, daß jeder Schüler, jeder Lehrling, jeder Student einen Baum in der Chemiearbeiterstadt setzt. Seit 1968 haben die Merseburger bis jetzt sage und schreibe 1 350 000 Bäume gepflanzt!
Das „Mach-mit!"-Interesse wird schon in der Schule geweckt. Dort verschönern die weitaus meisten Jungen und Mädchen die Grünflächen und Sportanlagen.

Keller-Musik

Willst du zum Schluß noch vom neuesten und zugleich interessantesten „Mach-mit!"-Vorhaben Merseburgs hören? Das ist der Bau des Jugendklubs „Tiefer Keller". Hier kannst du den jungen Maurer Frank-Uwe Wolfram kennenlernen. Er erzählt dir bestimmt, wie sie seit August vorigen Jahres das scheunenartige Gemäuer hinter dem alten Rathaus bis auf die Umfassungsmauern aus schönen alten Bruchsteinen abgerissen haben. Stell dir vor, von oben und aus den Kellern haben die Jungs nicht weniger als 2 000 Karren Schutt hinausgeastet. Frank-Uwe: „Die Stimmung in unserer Truppe ist ausgezeichnet. Wir arbeiten gewissermaßen für uns selbst und die, die nach uns kommen – also die Pioniere, die bald FDJler werden und dann in unseren Klub möchten. Ich freue mich, daß fast jede Woche Kinder aus allen Merseburger Schulen kommen und uns helfen, Steine aus dem Abriß zu verputzen. Unseren Klub wollen wir zu Ehren des XI. Parteitages der SED eröffnen können", sagt der junge Genosse. „Dann werden auch die fünf Gewölbe fertig sein. In dem einen wird Sport getrieben, im anderen Skat, Schach oder Halma gespielt, das nächste nimmt ein kleines Lokal auf und wieder in einem anderen wird eine Werkstatt für Holz- und Keramikarbeiten Platz finden. Übrigens, der tiefste, acht Meter unter der Erde liegende Keller des Klubs wird für musikalisch-technische Versuche eingerichtet."
Die FDJler und Pioniere beginnen jetzt auch das böschungsartige Gelände am Klub zu gestalten. So pflanzen sie zum Beispiel Feuerdorn, wilden Wein, Johanniskraut und Holunderbüsche: Die Bäume brauchen ein Menschenalter, bis sie groß sind. Und die jungen Linden sind so alt wie die Kinder, die gerade helfen, sie anzupflanzen.

Text und Foto: Bernd Kahlweg

Der Schlaf der Vögel

Viele Vögel schlafen auf einem Bein. Das tun nicht nur Störche und Reiher, sondern auch andere Vögel. Das ist für sie tatsächlich eine Erholungspause. Außerdem verringern die Vögel offensichtlich dadurch, daß sie ein Bein einziehen, die Wärmeabgabe.
Interessant ist, daß, wenn Vögel, die in den Kronen der Bäume leben, sich auf einen Ast setzen, die Sehnen ihrer Füße dank eines besonderen Mechanismus fest werden, so daß die Krallen auch während des Schlafes den Zweig fest umklammern, obwohl die Beinmuskeln kraftlos sind.
Nur ein paar interessante Beispiele zum Schlaf der Vögel.
Segler schlafen in der Luft, direkt beim Fliegen. Einige Papageienarten schlafen mit dem Kopf nach unten, wobei sie sich mit den Krallen an die Zweige klammern. Wenn sich ein Schwarm Rebhühner auf die Nacht vorbereitet, bildet er einen Kreis, wobei die Köpfe der schlafenden Vögel nach außen zeigen. Wenn ein Räuber über den Schwarm herfällt, können die Tiere sofort – sozusagen organisiert – nach allen Seiten auseinanderschwirren.
Wir möchten hinzufügen, daß im Sommer jenseits des Polarkreises, wenn dort der arktische Tag ist, die Vögel insgesamt weniger schlafen als ihre Artgenossen, die südlicher leben, z. B. in den mittleren Zonen, wo Tag und Nacht abwechseln.

Übersetzung aus dem Russischen: Dagmar Regener

Zeichnung: Karl Fischer



Wo es gut zusammenklingt

Auf den August haben sich Silke und Ewa, Thomas und Jan, Petra und Krystina besonders gefreut. Sie haben ihren Koffer gepackt. Silke, Thomas und Petra in Frankfurt an der Oder, Ewa, Jan und Krystina auf der anderen Seite des Stroms, in der polnischen Stadt Zielona Góra. Und zum Koffer kam noch ein weiteres, besonders sorgsam behandeltes Gepäckstück, eine Flöte, eine Geige, ein dickes Cello. Denn alle zusammen und noch mehr als 50 andere Jungen und Mädchen treffen sich zum Musizieren. Diesmal nicht in Frankfurt/Oder oder in Zielona Góra, wo das gemeinsame Jugendsinfonieorchester der Musikschulen beider Städte zu Hause ist, sondern in der Jugendherberge „Georgi Dimitroff" in Dahlen, Kreis Wurzen. Es sind ja Ferien, da haben die fleißigen Musikanten viel Zeit zum Üben. Und zum Sporttreiben, zum Wandern, Spielen, für Exkursionen durch unser schönes Land.

Nach den schweren Registerproben, bei denen die ersten Geigen, die Holzbläser, kurz jede Sparte für sich an einem neuen Stück übt, und nach den Anstrengungen um ein gutes Zusammenspiel im ganzen Orchester tut es auch gut, ein bißchen zu schwatzen. Was willst du werden? Musiker? Magst du Disko? Wie steht es in der Schule?

Mit viel Spaß wird für solche Gespräche genutzt, was deutsche und polnische Orchestermitglieder im Russischunterricht gelernt haben. Aber weil sich alle schon lange kennen und gern zusammenkommen, überrascht man den Freund von der anderen Seite der Oder mit Kenntnissen seiner Muttersprache.

Darüber freuen sich auch Kapellmeister Gunther Reinecker aus Frankfurt/Oder und Magister Franciczek Pappelbaum aus Zielona Góra. Sie haben vor zwölf Jahren zum erstenmal besonders talentierte und fleißige Musikschüler zu gemeinsamem Spiel zusammengeführt. Seitdem leiten sie dieses einmalige Orchester, das schon viele Menschen im Oderbezirk und in den Wojewodschaften Zielona Góra und Gorzów erfreute, aber auch schon erfolgreich im Berliner Friedrichstadtpalast, im Pionierpalast, im Warschauer Kulturpalast und sogar in der Warschauer Philharmonie auftrat.

Natürlich ist es eine Auszeichnung, in dieser Musikantengemeinschaft mitspielen zu dürfen. Die Streicher haben bei ihrer Aufnahme bereits fünf Jahre an der Musikschule gelernt, die Bläser drei Jahre. Wenn es gut zusammenklingen soll, muß jeder für sich und im Kollektiv sehr diszipliniert üben.

Immer wieder werden neue Mitglieder ins Orchester aufgenommen, denn nach der Schule und Lehre gehen die „Großen" zum Studium, werden Soldat oder sind Schichtarbeiter. Die Frankfurter spielen dann im Sinfonieorchester der Werktätigen mit, wo sie sehr willkommen sind.

Viele Freundschaften zwischen deutschen und polnischen Mädchen und Jungen wurden in den Jahren geknüpft, seit das Orchester regelmäßig alle sechs Wochen zu Proben zusammenkommt, sich nach den Auftritten über den wohlverdienten Applaus des Publikums im Konzertsaal freuen kann. Auch wenn Brit und Ewa, Piotr und Mario längst im Beruf ihren Mann stehen, hält das musikalische Band ihre Freundschaft zusammen, werden Briefe ausgetauscht, freut man sich auf Begegnungen miteinander.

Nun werden bald im Probelager in Dahlen die Instrumente ausgepackt, die Geigen gestimmt, die Noten zurechtgelegt. Am 14. September schon will das Orchester von sich hören lassen beim „Tag der Völkerfreundschaft zwischen Frankfurt/Oder und Gorzów" in der wunderschönen Konzerthalle am Oderstrom, in der schon viele weltberühmte Musiker spielten.

Und es ist sicher, daß verstanden wird, was sie mit ihrer Musik sagen möchten.

Anni Geißler





Fotos: Hannes Müller



Liebe Geschichtenleser – liebe Geschichtenausdenker!

Erinnert Ihr Euch noch? „Frösi" rief auf, Geschichtenanfänge einzusenden! Viele lustige, spannende, phantastische und herrlich verrückte Ideen sind seitdem bei uns angekommen. Aus dem Stapel Eurer Einsendungen haben sich bekannte und beliebte Kinder- und Jugendbuchautoren unserer Republik „ihren" Geschichtenanfang ausgesucht und wollen ihn zu Ende schreiben.
Das ist einmalig: Schriftsteller und Kinder schreiben gemeinsam Geschichten! Das gibt's bis jetzt nur bei „Frösi"!

Alle Einsender von Geschichtenanfängen haben inzwischen Post von uns bekommen. Die ausgewählten Arbeiten prämieren wir noch besonders. Ihr seht, es hat sich gelohnt mitzumachen für Euch, liebe junge Kollegen, für uns Autoren – und für alle „Frösi"-Leser!
Ich habe mir den Geschichtenbeginn von Patricia Klein (13) ausgesucht. Patricias Geschichte beginnt sehr vergnüglich, aber zugleich auch ein bißchen unheimlich – das hat mir besonders gut gefallen. Hoffentlich habt Ihr ebenso viel Spaß beim Lesen, wie Patricia und ich beim Schreiben hatten ...

Eure Sibylle Durian



HERR MAUS UND SEIN HAUSGEIST

Hans und Peter haben Sommerferien. Langweilige Sommerferien für beide, denn nichts geschieht.
Eines Tages kommt Hans angerannt und schreit schon von weitem: „Ich hab's, ich hab's!" In der Hand hält er eine Zeitung und winkt damit. „Was hast du", spottet Peter, „etwa einen Vogel? Das weiß ich auch ohne dein Geschrei!" „Ach, du Dussel", Hans ist beleidigt. „Ich weiß jetzt, was wir unternehmen können!" Wieder wedelt er mit der Zeitung vor Peters Nase herum. Nun wird Peter neugierig. „Was denn? Nun spuck's schon aus und mach's nicht so spannend."
Nun liest Hans folgenden Artikel aus der Zeitung vor:

WER MIR DAS GESPENST
AUS MEINEM HAUS VERTREIBT,
MELDE SICH BITTE BEI
KARL MAUS
KLEIN-FELDBERG
WALDALLEE 1

„Ha, ha, ha", lacht Peter, der das Ganze als Witz auffaßt und fragt: „Du glaubst das doch nicht etwa? Das ist bestimmt ein verspäteter Aprilscherz!" Hans will aber seine Hoffnung auf spannende Ferienabenteuer nicht so leicht aufgeben. Er versucht, Peter zu überreden: „Denk doch mal, wie spannend und aufregend so eine Gespensterjagd wäre. Vielleicht werden wir sogar berühmt dabei! Laß es uns doch wenigstens versuchen! Gleich morgen schreibe ich Herrn Maus!" „Na, gut", stimmt Peter zu, der inzwischen auf den Geschmack gekommen ist. „Versuchen wir es!"
Kurze Zeit später erhielten sie folgende Antwort von Herrn Maus:

Meine lieben Freunde!
Ich wäre sehr glücklich, wenn Sie es mit meinem Gespenst versuchen würden. Mein Haus hat vier Zimmer, welche alle unterkellert sind. Im letzten Jahr habe ich eine neue Veranda angebaut. Das Haus liegt mitten im Wald und ist zweihundert Jahre alt. Ich wohne allein hier. Seit einem Jahr spukt es bei mir. Jede Nacht wache ich auf, weil es poltert, scharrt und jammert. Meine Nerven sind am Ende. Bitte helfen Sie mir!
Mit freundlichen Grüßen! Karl Maus

„Na, was meinst du?" forscht Hans und sieht Peter erwartungsvoll an. „Meinetwegen, ich frage gleich mal meine Eltern, ob wir hinfahren können. In einer Stunde treffen wir uns wieder hier." Als sie nach einer Stunde wieder beisammen waren, berichteten sie sich, wie schwer es war, die Eltern zu überzeugen. Aber nun lag ihrem Vorhaben nichts mehr im Wege. Am nächsten Tag fuhren sie mit den Rädern nach Klein-Feldberg ...

(Patricia Klein)

●

Sie wurden schon sehnlichst erwartet. Ein alter Mann trat aus der Haustür und winkte ihnen zu. „Herzlich willkommen, meine Freunde", sagte er und schüttelte ihnen hocherfreut die Hände. Sie folgten Herrn Maus ins Haus, geradewegs in die Küche, wo es verführerisch nach Kartoffelpuffern duftete. Herr Maus hatte keine Mühe gescheut und für seine Gäste 34 Kartoffelpuffer gebacken. Hans schaffte zwölf, Peter neun Stück. Den Rest aß Herr Maus. Als sie sich gestärkt hatten, erzählte Herr Maus von dem Gespenst und dem nächtlichen Spuk.
„Genau vor einem Jahr hat es angefangen. Zuerst dachte ich, es sei ein wildernder Hund, der im Garten herumstöbert. Aber ich konnte niemals Spuren entdecken. Nacht für Nacht, immer eine halbe Stunde nach Mitternacht beginnt es zu poltern, zu schaben und fürchterlich zu jammern ..."
„Das ist ja seltsam. Normale Gespenster fangen doch pünktlich um Mitternacht mit ihrem Spuk an", wunderte sich Hans. „Vielleicht geht seine Gespensteruhr falsch", grinste Peter.
„Blödmann", knurrte Hans.
„Nun, meine Freunde, ihr werdet es ja selbst erleben. Ihr bleibt doch über Nacht? Ich habe schon alles vorbereitet. Schlafen könnt ihr im Wohnzimmer, da hört man es am besten." „Und wo schlafen Sie?" „In der Dachkammer, möglichst weit weg von hier. Ich stecke mir je zwei Kugeln Ohropax in jedes Ohr, darüber meine alten Ohrenschützer und eine dicke Pudelmütze. Ich will nichts mehr hören von diesem verdammten Spuk!" Hans und Peter sahen sich an. Na, das kann ja heiter werden!

Gegen elf Uhr verabschiedete sich Herr Maus und begab sich auf den Dachboden. Hans und Peter beschlossen, wach zu bleiben. Sie hätten ohnehin kein Auge zugemacht vor Aufregung. Da – eine halbe Stunde nach Mitternacht hörten sie ein sonderbares Schaben unter dem Fußboden. Hans und Peter nahmen ihre Taschenlampen und schlichen sich auf den Flur. Hier wurden die Geräusche lauter, am lautesten aber waren sie auf der Veranda. Das Gespenst pochte so heftig gegen den Fußboden, daß sogar die Stühle wakkelten. Der Boden zitterte wie bei einem Erdbeben und im selben Augenblick brach ein Loch auf. Ein Kopf zeigte sich, einen Sekundenbruchteil nur, schon war er wieder verschwunden. „Das Gespenst", flüsterte Hans. „Wenn es wieder auftaucht, müssen wir es gleich mit unseren Taschenlampen anfunzeln. Aber erschreck dich nicht, es gibt ziemlich schaurige Gespenster!" Da – wieder erschien etwas im Fußbodenloch. Im selben Augenblick flammten zwei Taschenlampenkegel auf. Das Gespenst war starr vor Schreck. Es blinzelte verstört und wackelte mit seinen ziemlich großen Ohren. „Los, komm raus, wir wollen vernünftig mit dir reden", sagte Hans. Das Gespenst gehorchte. Es stützte sich mit seinen Armen auf und zog langsam seinen gewaltigen Bauch und seine riesigen Füße nach. „Schönen guten Morgen", sagte das Gespenst artig. „Ach, bitte, können Sie nicht diese gräßlichen Lampen ausmachen? Sie blenden so!" Schnell beleuchteten Hans und Peter noch einmal genau den mitternächtlichen Gast. „Mensch, das ist ja ein... Känguruh!" „Stimmt", bestätigte Peter. „Was in aller Welt sucht es hier – und wieso sagt es ‚Guten Morgen', wenn es mitten in der Nacht ist?"



„Das will ich Ihnen gerne erklären, meine Herren", sagte das Känguruh, klopfte sich erst einmal den Schmutz vom Fell, setzte sich in einen der Verandastühle und schlug elegant ein Bein über das andere. „Mein Name ist Henriette Hopper und ich komme direkt aus Australien. Was Sie vielleicht nicht wissen: Australien liegt haargenau auf der anderen Seite der Erdkugel. Wenn man dort, wo ich wohne, ein Loch durch die Erde gräbt, kommt man direkt in diesem Garten heraus. Nur, daß es hier bei Ihnen erst Mitternacht ist und bei uns schon morgens um halb neun."
„Toll", sagte Hans. „Aber warum spuken Sie jede Nacht hier herum und jagen dem alten Herrn Maus Angst ein?" „Ich? Angst einjagen? Nichts liegt mir ferner! Aber ich will Ihnen meine traurige Geschichte erzählen. Ich habe einen kleinen Sohn namens Henry. Eines Tages fragte er mich: ‚Mama, wo kommen wir an, wenn wir ein Loch durch die Erde graben?' ‚Auf der anderen Seite der Erdkugel', antwortete ich ihm. Von Stund' an hatte ich keinen ruhigen Augenblick mehr. Er bettelte so lange, bis ich begann, ein Loch zu graben. Tja, und so kamen wir eines Nachts genau hier heraus. Ich hatte Henry gesagt, er soll unbedingt in meinem Beutel bleiben, aber der Kleine ist so aufgeweckt und neugierig. Er war einfach nicht zu halten. Im Nu war er im Wald verschwunden und ich konnte mir die Lunge aus dem Leib rufen! Gegen Morgen kam dann ein alter Mann in den Garten und ich mußte wohl oder übel allein nach Australien zurückhüpfen. Henry wollte ich holen, wenn der alte Mann wieder schlief. Aber was soll ich Ihnen sagen? An diesem Tag mauerte der Mann den Eingang zu meinem Tunnel mit Steinen und Mörtel zu. Ich habe gekratzt, gescharrt, gerufen – es half nichts! So geht es nun schon ein Jahr lang. Sie werden verstehen, daß ich nicht eher Ruhe geben kann, bis ich meinen Henry wiederhabe..."
Die Jungen waren sehr beeindruckt von der traurigen Geschichte Henriette Hoppers – und als Herr Maus herunterkam und davon erfuhr, war er es auch. Gemeinsam machten sie sich auf die Suche nach Henry, dem Känguruhkind. Und welch ein Glück – sie fanden es in der alten Scheune der LPG, wo es sich Henry inzwischen bequem gemacht und mit einer Wildkaninchenfamilie angefreundet hatte. Das war ein Wiedersehensfest! In Herrn Maus Haus ging es hoch her! Spät am Abend, als Henriette und Henry Hopper ans Abschiednehmen dachten, waren alle sehr traurig. Besonders Herr Maus, der die beiden vom ersten Augenblick an ins Herz geschlossen hatte. Henry und Henriette versprachen, so oft wie möglich wiederzukommen.
Herr Maus ließ das Loch im Fußboden der Veranda offen und legte nur eine leichte Holztür darüber. So kommt es, daß man recht oft im Maus'schen Garten Känguruhs antreffen kann. Henriette kümmert sich um den Haushalt und Henry hilft bei der Gartenarbeit. Jeden freien Tag verbringen nun Hans und Peter ebenfalls in Klein-Feldberg, und neulich haben sie sogar ihre ganze Pioniergruppe mitgebracht. Die Jungen haben mit Henry boxen geübt und die Mädchen mit Henriette Weitsprung. Ja, so kann es gehen, wenn man ein „Gespenst" im Haus hat...

Sibylle Durian

Zeichnungen: Christine Klemke

DER TALISMAN

A. WOROBJOW

Joao Lukongo wurde in der Familie eines angolanischen Bauern geboren. Als einer der ersten im Dorfe trug er das Pionierhalstuch. Mit zwölf Jahren wurde er Kämpfer der Selbstverteidigung des Volkes. Im Sommer 1981 siegte er im Kampf gegen eine Gruppe südafrikanischer Diversanten, wobei er acht von ihnen kampfunfähig machte.

Die Sonne stand hoch am Himmel. Die Straße war leer und langweilig. Joao seufzte. Gestern war er auf einem Baumstamm entlanggelaufen. Er rutschte ab, fiel herunter und verstauchte sich den Fuß. Wegen des Fußes mußte er heute zu Hause bleiben. Alle waren zu einem Meeting ins Nachbardorf gegangen. Nur er mußte hier zusammen mit den alten Leuten und den kleinen Kindern herumsitzen. Einer hatte sogar gewitzelt: „Du bleibst hier zum Schutz, Joao."

Wutschnaubend und vor Schmerz das Gesicht verziehend, warf Joao die Maschinenpistole über die Schulter – ein Kämpfer der Selbstverteidigung hatte seine Waffe immer bei sich – und humpelte aus dem traurigen und schläfrigen Dorf den Steinbrüchen zu, hinter denen einige riesige violette Steine emporragten. Es war nicht einfach für ihn, mit dem verstauchten Fuß dorthin zu gelangen, aber immer noch interessanter, als sich zu Hause zu langweilen. Das Meeting hatte sicher schon begonnen. Genosse Santuli würde auf ihm sprechen. Jeden Monat kam er einmal aus Luanda zu ihnen. Sicher würde er über die Lage im Land berichten, darüber, wie die Patrioten Angolas eine neue, gerechte Gesellschaftsordnung aufbauen. Über neue Werke, Traktoren und Autos. Über die Volksarmee, die die Angriffe der südafrikanischen Rassisten zurückschlägt. Und vielleicht würde man heute auf dem Meeting davon sprechen, wie die Pioniere in ihren rotschwarzen Halstüchern ihre Eltern und die alten Leute im Dorf lesen und schreiben lehren. Auch Joao und seine Freunde würde man dann gewiß erwähnen, und wie sie in Kursen zur Beseitigung der Unwissenheit gearbeitet haben. Und wie erfolgreich alle Jungen der Selbstverteidigungsgruppe die militärische Ausbildung abgeschlossen haben.

Der Findling war glatt und warm. Eine Kante war herausgebrochen, und eine Vertiefung hatte sich gebildet wie eine kleine Höhle. Dort war es angenehm und kühl. Joao kletterte hinein, nahm die MPi von der Schulter und vertiefte sich in ein Stückchen rotes Holz, das er unterwegs gefunden hatte. Mit dem Messer konnte man daraus eine kleine Figur schnitzen. Rasch bewegte sich das Messer in Joaos Händen. Da entdeckte er plötzlich, daß ihn aus dem Stück Holz das Gesicht des Zauberers Sindungi anblickte. Zauberer – das bedeutete Hoffnung und Glaube des Menschen an sein Glück.

Noch zwei, drei Handgriffe und sie würde fertig sein. Er verstand nur selbst nicht, warum ein Pionier einen Zauberer brauchte, denn er glaubte weder an einen Zauberer noch an Zauberei.

Joao stand auf, reckte sich und sah plötzlich am Waldrand Männer entlanggehen. Vorsichtig und hintereinander. Sie trugen Maschinenpistolen und Gewehre und braungefleckte Overalls. Eine solche Uniform tragen nur die Banditen, die südafrikanischen Söldner, die Überfälle auf friedliche angolanische Bauern verüben.

Joao nahm seine MPi auf, wie er es in der militärischen Ausbildung gelernt hatte. Es schien, daß ihm jetzt sein erster wirklicher Kampf bevorstand.

Ein Kampf? Er allein mit einem kranken Fuß gegen mehr als zwanzig Banditen. Aber was bedeutete das schon. Die Banditen waren auf dem Weg ins Dorf. Sie hatten wohl von dem Meeting erfahren und nahmen an, daß im Dorf nur Kinder und alte Leute zurückgeblieben waren. Gegen diese wollten sie kämpfen. Feiglinge! Joao kannte die Spuren solcher „Kämpfe": zerstörte Häuser, verbrannte Saaten, erschlagene Dorfbewohner...

Joao machte seine Waffe schußbereit. Langsam steckte er die halbfertige Figur des Zauberers in die Brusttasche und kroch hinter dem dunklen, violetten Stein hervor. Joao bemühte sich, den Fuß vorsichtig aufzusetzen, verschnaufte, bahnte sich kriechend den Weg durch die Steintrümmer, stand wieder auf und lief, so rasch er konnte, zum Weg, der durch die Steinbrüche führte. Ihn würden die Banditen ganz gewiß wählen. Er könnte sie am günstigsten aus einer tiefen Steingrotte seitlich des Weges unter Beschuß nehmen.

Er bezog Stellung hinter den Steinen, legte sich den Ersatzpatronenstreifen in greifbare Nähe, dazu sein scharfes Messer und die rote Holzfigur des Zauberers.

Und da waren sie schon. In dem engen Durchgang tauchte erst einer auf, dann ein zweiter, dritter ... Sollten sie ruhig noch etwas näher kommen. Joao spürte nicht einmal, wie er abdrückte. Drei der Feinde waren kampfunfähig. Die anderen suchten kopflos hinter den Bäumen Deckung. Aber schon bald hatten sie sich gefaßt, immerhin waren sie erfahrene, gut ausgebildete Söldner. Von verschiedenen Seiten schlugen Kugeln in der Grotte ein. Joao kroch an eine andere Stelle und zielte von neuem.

Unter Feuerdeckung näherten sich die Söldner der Grotte. Joao besaß noch einen Patronenstreifen, insgesamt dreizehn Patronen. Während er die MPi nachlud, dachte Joao plötzlich, daß sich vielleicht vor vielen Jahren einer seiner Vorfahren genauso gegen seine Feinde gewehrt hat. Seine Waffe war zwar anders, und er kämpfte gegen andere Feinde. Wie viele seiner Vorväter waren in diesem ungleichen Kampf gefallen! Die Angolaner kämpften mit Speeren und Äxten gegen Gewehre und Kanonen, fest an den Sieg glaubend. Viele von ihnen trugen auf der Brust ein Amulett, die kleine Figur einer Gottheit, die sie schützen sollte. Joao warf einen Blick auf die halbfertige Figur des Zauberers. Ob er ihn vor einer Kugel bewahren würde?

Joao schoß jetzt nur noch vereinzelt. Jede Patrone war kostbar. Die Feinde kamen immer näher. Joao verschoß die letzte Patrone. Dann schwieg die MPi. Aus. Er hatte seinen Kampf beendet.

Der Junge lag am Boden, das Gesicht in den Händen vergraben. Er hörte das Trampeln und Schreien der Söldner. Sollten sie nur kommen. Er hatte keine Angst vor ihnen. Es war nur einfach kränkend, sie ansehen zu müssen. Sollten sie endlich schießen und dem Ganzen ein Ende machen.

Aber niemand schoß. Da begriff Joao, daß er schon einige Minuten so dalag. Allein. Er hob den Kopf, stand auf, kletterte aus der Grotte – kein Mensch in der Nähe.

Die Sonne stand noch immer hoch am Himmel. Der Junge betrachtete aufmerksam die Gegend und entdeckte schließlich die gefleckten Overalls. Die Söldner zogen sich eilig zurück. Sie wußten wohl doch nicht, daß nur ein Junge mit einem rot-schwarzen Pionierhalstuch ihnen den Weg versperrt hatte.

Wieder durchzuckte ein schneidender Schmerz den Fuß. Joao verzog das Gesicht, setzte sich auf die Erde und stieß an ein Stück rotes Holz. Eine der Kugeln mußte das Holzfigürchen getroffen und gespalten haben. Der alte Zauberer blickte Joao jetzt nur noch mit einem Auge an, aber sein Blick war nicht wild und drohend, sondern triumphierend und froh. Joao lächelte und steckte seinen Talisman, der ihm Glück gebracht hatte, wieder in seine Brusttasche.

Vom Dorf her hörte er Kommandorufe. Es waren die Soldaten der Selbstverteidigungsgruppe, die zum Kampfplatz eilten.

Übersetzung aus dem Russischen (bearbeitet und gekürzt): Thea Woboditsch

Zeichnung: Karl Fischer





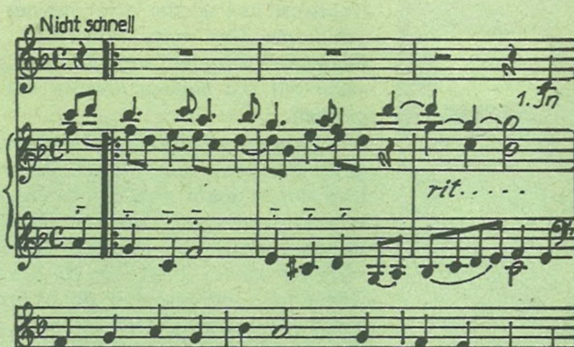
Zum Beginn des Schuljahres 1985/86 und zum Weltfriedenstag: Sonntag, 1. September 1985, 10.00 Uhr, DDR-Kinderfernsehen, 1. Programm einschalten und „Signal"-Sendung sehen, hören und mitsingen!

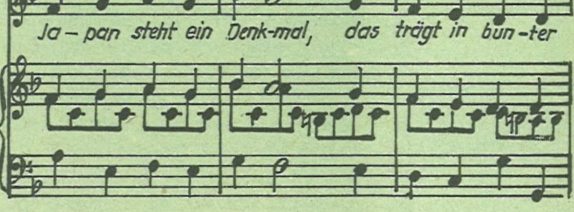
Nach altem japanischen Glauben wird der größte Wunsch wahr, wenn man tausend Papierkraniche faltet. Die zwölfjährige Sadako Sasaki wollte sich damit das Leben retten. Sie war durch den amerikanischen Atombombenabwurf am 6. August 1945 von der Strahlenkrankheit befallen. 644 Papierkraniche faltete sie, dann starb sie. Seitdem schicken Kinder aus ganz Japan selbstgefertigte Kraniche zum Denkmal der Atombombenopfer nach Hiroshima. Ihre Sehnsucht nach Frieden ist der größte Wunsch aller Kinder der Welt.

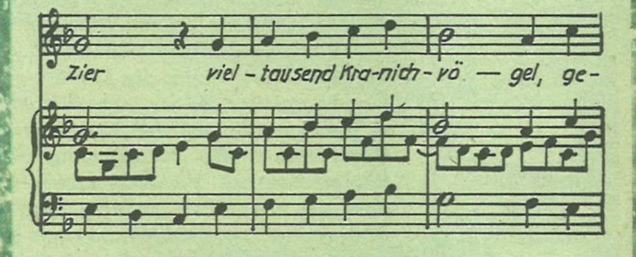
Foto: Beate Wonde

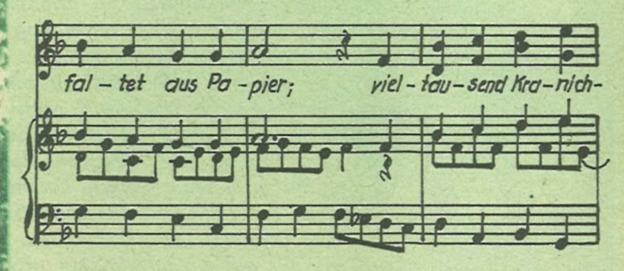
Kranichlied

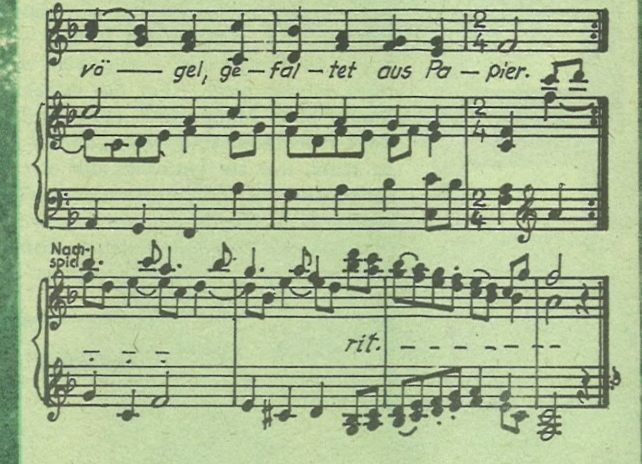
Text: Helga Glöckner-Neubert
Musik: Gottfried Glöckner











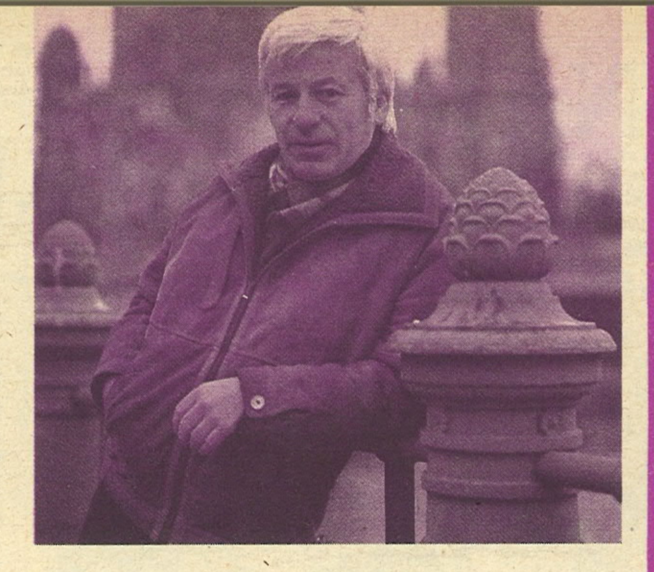
2. Die schicken Japans Kinder
aus allen Orten her
den Kindern Hiroshimas –
die weckt kein Vogel mehr.

3. Und jedes Kind legt leise
in seinen Kranichkranz
noch seine größte Bitte:
Laßt unsre Erde ganz!

4. Fliegt hin, ihr Kranichvögel,
helft, daß in aller Welt
die Menschen Frieden haben
und daß er immer hält.

Berlin-Treptow, den 10. September

Lieber Gunter Friedrich!



Heute ist nun wieder einer meiner langersehnten ersten Schultage. Der achte inzwischen. Alexander, wie doch deine Zeit vergeht, sage ich mir jedes Mal aufs neue, wenn mir die kleinen Knirpse mit den Zuckertüten begegnen.

Wir haben uns ja auch schon eine Ewigkeit nicht mehr gesehen. Immer sind Sie mit Ihrem Drehstab auf Achse. Und immer dreht sich bei Ihnen alles um die Filmerei. Worum auch sonst, oder soll vielleicht ein Regisseur bei seinen Dienstreisen Hamster züchten? Heute jedenfalls habe ich meine Briefzeilen an Sie ganz fest eingeplant. Damit ich nicht vergesse sie abzuschicken, habe ich mir einen Riesenextraknoten in mein Taschentuch gemacht. Eigentlich hatte Dirk die Idee mit dem Briefchen. Sie erinnern sich doch noch an ihn – der Dirk, mein Filmpartner Doktor Watson aus dem „Unternehmen Geigenkasten". Unserem gemeinsamen Unternehmen. Mit diesem Film haben Sie doch im Februar in Gera den „Goldenen Spatzen" gewonnen. Ganz ehrlich, Herr Friedrich, als wir das gehört haben, waren wir so richtig wonneglücklich. Wir hätten an die Decke springen können und auf der Lampe landen. Können Sie sich uns beide vorstellen? Sherlock Holmes und Dr. Watson setzen ihre Füße in unbekanntes „Birnenall". Beim Geigenkasten waren sich alle einig, die Kinder- und die Erwachsenenjury. Neugierig, wie wir nun einmal sind, hätten wir doch zu gern gewußt, wie der Spatz aussieht. Ist das richtiges Gold? Ihre große Auszeichnung und unser verspäteter Briefglückwunsch. Vielleicht kommt er ein bißchen spät, doch wir haben uns gedacht, jetzt können wir in Ruhe noch einmal aufschreiben, was uns an Ihnen bei unseren gemeinsamen Dreharbeiten damals aufgefallen ist. Im großen Trubel der Preisverleihung wäre unser kleiner Dank vielleicht untergegangen.

Also ich erinnere mich noch, als ob es gestern war. Für den Geigenkasten fehlte uns noch die Schlußszene. Ich mußte damals in einen eiskalten See eintauchen. Schon am Ufer fror ich wie ein Schneider. So schnell konnte außer mir gar keiner zittern. Da habe ich bemerkt, wie auch Sie die Zähne zusammengebissen haben, um mir vorzumachen, was Mut ist. Das war vielleicht ein Gefühl! Ich sah zu, wie mein Regisseur urplötzlich blaue Lippen bekam, und stellte mir vor, wie das Wasser wärmer und wärmer wird. Hokuspokus fidibus – und wir hatten die Szene im Kasten. Na, zugegeben, so schnell ging es nun auch wieder nicht. Aber Sie waren einfach ganz große Klasse beim Mutmachen. Man muß es ja einmal sagen, auch Filmkinder sind beim Drehen nicht in jeder Minute so stark, wie sie hinterher auf der Leinwand aussehen. Jedenfalls Ihr Zähnezusammenbeißen, das war schon etwas. Und überhaupt, wie Sie uns die ganze Drehzeit über an die Hand genommen haben. Nicht so wie die kleinen Kinder, die zum erstenmal hören, daß ein Film gedreht und nicht gepreßt wird. Nein, wie richtige Kollegen. Ihre Art, mit uns wie mit Erwachsenen umzugehen, hat mir gleich gefallen. In einer Drehpause habe ich einmal versucht, alle Möglichkeiten durchzuprobieren, wie man seine Mundwinkel verziehen kann. Einfach mal mürrisch in die Welt gucken, so oberhalb der Nasenwurzel. Auf ganze zehn bin ich gekommen.

Wenn ich mich jetzt richtig erinnere, waren Sie noch besser beim Gesichter schneiden. Kunststück. Ein Regisseur muß auch einmal streng sein. Manchmal nehme ich mir einen Spiegel zur Hand und schaue hinein. Wenn ich einmal ganz streng geschaut habe, dann sage ich zu dem Spiegel: Alexander, jetzt hast du wieder so einen richtigen Regisseurblick! So einen wie Herr Friedrich an einem rabenschwarzen Drehtag. Solche Tage gibt es auch. Da klappt reineweg gar nichts und obendrein ist zu allem Übel auch noch die Sonne weg.

Verstehen Sie mich auf keinen Fall falsch. Damit will ich nicht schreiben, daß Sie nicht auch lustig sein können. Man braucht sich ja nur Ihre Filme anzusehen. Die können nur von jemand gemacht sein, der auch herzhaft lachen kann. Spaßiger Ernst und das Ganze unerhört spannend verfilmt, so habe ich immer Ihre Filme gesehen. Nun haben wir gehört, daß Sie mehr für die Erwachsenen drehen wollen. Darüber sind wir ein bißchen traurig. Bitte vergessen Sie auf keinen Fall, zu den Kindern zurückzukommen.

Das wünscht sich ganz sehnlichst

Ihr

Alex Heidenreich

PS: Irgendwann haben Sie uns einmal erzählt, daß Gesichter Geschichten erzählen können. Aus diesem Grunde wünsche ich Ihnen noch viele große Kulleraugen, lange und kurze Nasen sowie Dutzende von abstehenden Ohren.

Text: Ralf Kegel, Fotos: Christa Köfer (2), Urszula Porebska (1)





EINFACH TIERISCH

Fotos: Herbert Schier / Hilmar Schubert

Merkwürdig, warum die ausgerechnet mich immer zur Lagerwache einteilen!

Ihr könnt auftauchen!
Frühsport ist vorüber!



Nie lassen mich die anderen im Doppelstockbett oben schlafen!

GEDANKEN EINER SCHULBANK IM AUGUST

Kein Krach, kein Lärm, kein Türenschlagen,
kein Trappeln, Zappeln, Toben mehr . . .
Der Alltag geht auf Zehenspitzen,
als ob für immer Sonntag wär'.

Die Zeit tickt träg und sommermüde,
das ganze Klassenzimmer döst
wie ein quadratisches Dornröschen.
Doch kommt kein Prinz, der es erlöst.

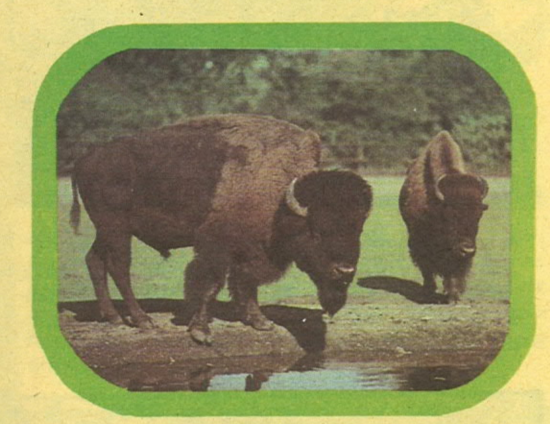
Zunächst genießt man's mit Behagen;
man streckt die Glieder, atmet aus.
Wie köstlich leer die vielen Räume!
Wie mäuschenstill das Treppenhaus.

Verschwunden sind für viele Wochen
der freche Ralf, der niemals hört,
und Robert Schmidt, der Tafelschmierer,
und Schneiders Ruth, die immer stört.

Doch irgenwann, nach ein paar Wochen,
an einem Dienstag, beispielsweis.
Da wacht man auf und denkt erschrocken:
Du meine Güte ist's hier leis'!

Da sehnt man sich nach dem September,
nach Krach und Lärm und Schulbetrieb
und hat vor lauter Vor-Schul-Freude
auch Ruth und Ralf und Robert lieb.

CHRISTAMARIA FIEDLER



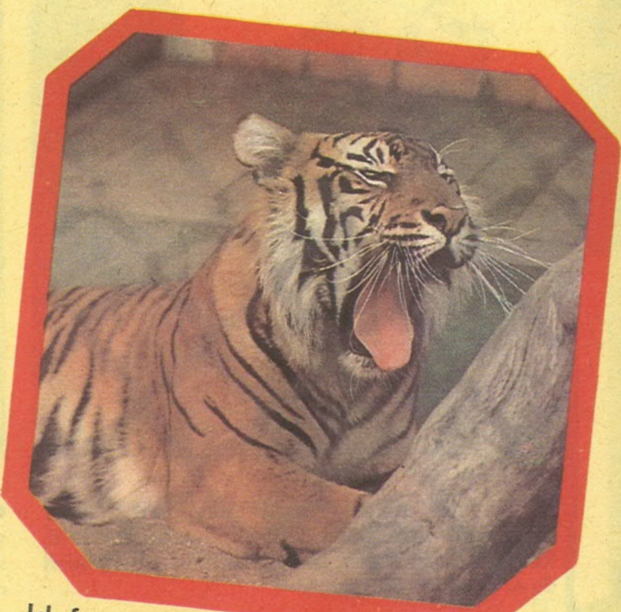
Mensch, Hansi, bald heißt es schon wieder büffeln!



Nackt baden? Da werd' ich ja rot!



Was heißt hier: kein Tischdienst mehr wegen Naschsucht?!



Ich freu' mich wieder auf die Schule, weil ich meine Schulbank zum Fressen gern hab'!

Wir halten zusammen

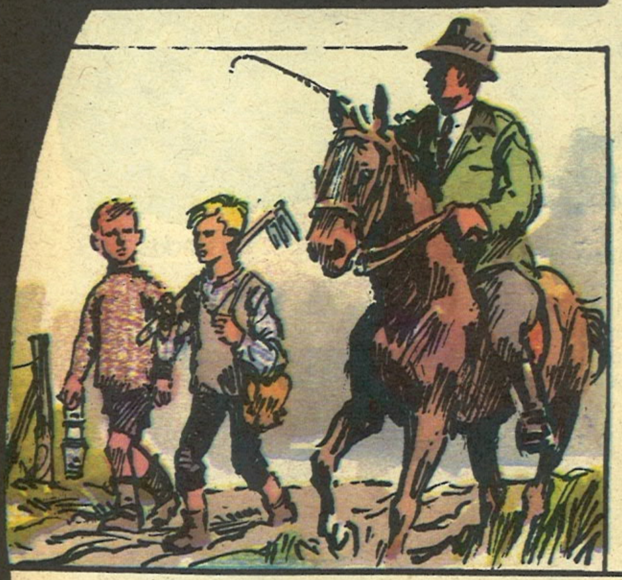
Der Weg zu Thälmann

2. Folge

Text:
Prof. Dr. Jürgen Polzin
Zeichnungen:
Günter Hain



1. „Den ganzen Oktober geht es so. Morgens aufs Kartoffelfeld, zwei Stunden Schule und wieder in die Kartoffeln." „Und was bringt uns die Plackerei, Philipp?" „Ein paar Bettelpfennige. Vorsicht, Karl, der Inspektor kommt!"



2. „Nicht soviel geredet, hier wird gearbeitet." „Wir kommen noch früh genug auf den Acker!" „Halt' dein Mundwerk, Rotschopf, sonst gibt es Lohnabzug!" „Abzug? Wovon denn?" „Von dem einen Pfund Margarine in der Woche."



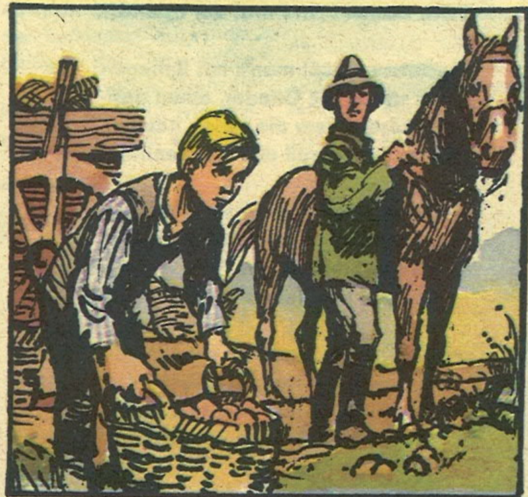
3. „Gute Arbeit findet ihre Belohnung, Karl Kleinrab. Ich ernenne dich zu meinem Gehilfen. Das ist ein großer Vertrauensbeweis." „Und was muß ich tun?" „Du schreibst auf, wie viele Körbe jeder ausschüttet, aber nur die vollen!"



4. „Wir haben uns verstanden, Karl Kleinrab?" „Ich weiß nicht." „Sehr einfach: Nur die ganz vollen Körbe zählen. Für jeden nicht gezählten Korb machst du dir einen Strich. Je mehr Striche, desto höher dein Lohn."



5. „Ich soll meine Freunde betrügen?" „Was scheren sie dich? Jeder ist sich selbst der Nächste, Karl Kleinrab. Wenn du das nicht begreifst, wirst du es zu nichts bringen."



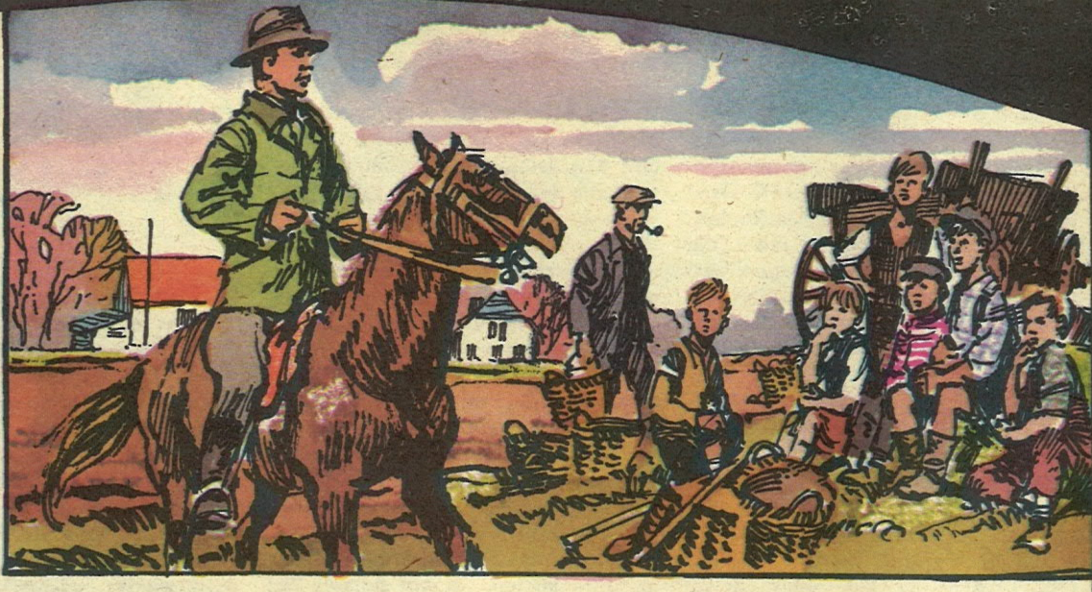
6. „Überlege dir alles genau, Karl Kleinrab. Und vergiß nicht – du bist deinen Stiefeltern Dank schuldig. Enttäusche sie nicht!" „Das werde ich nicht, Herr Inspektor!"



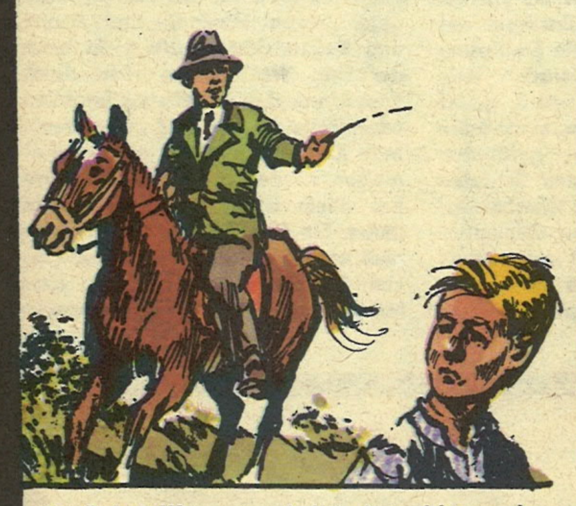
7. „Immer nur Kürbismus essen und schwer arbeiten!" „Der Verwalter schreibt auf die Abrechnung aber Wurst- und Schinkenbrot." „Woher weißt du das, Karl?" „Von Tante Mine!"



8. „Der Lump wollte dich zum Betrügen verleiten, Karl? Was hat er davon? Wir bekommen doch Stundenlohn." „Darüber grüble ich ja auch schon ständig." „Vielleicht wissen wir gleich mehr."



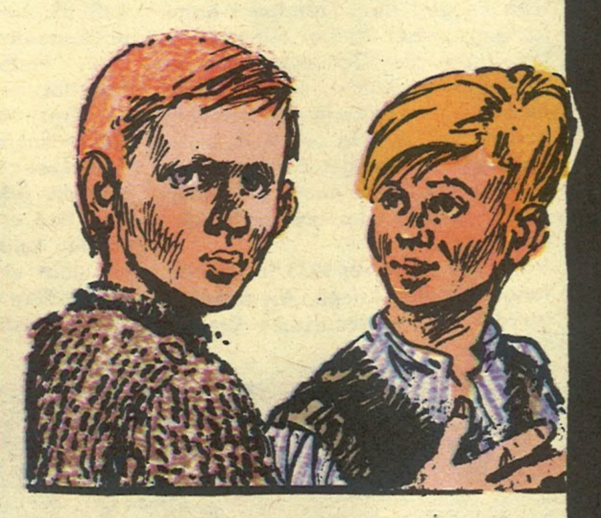
9. „Alle herhören! Ich hab's satt, mich vom Verwalter jeden Tag beschimpfen zu lassen. Und nur deswegen, weil ihr faul seid. Darum führe ich ab sofort, ab heute, den Akkordlohn ein!" „Was heißt das?" „Was bedeutet das?" „Das verheißt nichts Gutes!"



10. „Ruhe! Wer gut arbeitet, hat nichts zu befürchten. Jeder erhält seine gesammelten Körbe bezahlt. Damit es genau zugeht, soll einer von euch darüber Buch führen. Den Karl Kleinrab habe ich dafür eingesetzt. Und nun, marsch, an die Arbeit!"



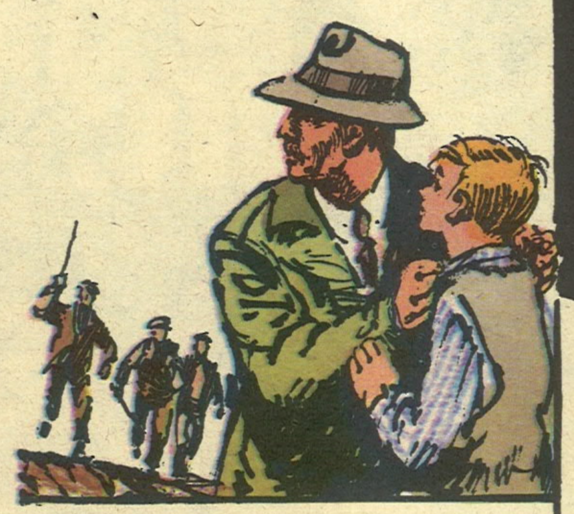
11. „Jetzt ist mir alles klar, Karl. Wir sollen noch mehr schuften." „Aber was geschieht mit den nicht angerechneten Körben?" „Die braucht er nicht abzuliefern." „Also kann er sie heimlich verkaufen! Dich wird er mit ein paar Pfennigen abspeisen!"



12. „Ich will seinen Judaslohn nicht! Diese Suppe werden wir dem Betrüger versalzen!" „Aber wie?" „Laß mich nur machen! Laufe zu Onkel Wilm und erzähle ihm alles."



13. „Noch einmal: Sechzehn Körbe hast du nicht gezählt. Das macht vier Säcke, stimmt's?" „Jawohl, Herr Inspektor." „Und wo sind die? Ich sehe keine!" „Ich hab' die Kinder mit den beanstandeten Körben zurückgeschickt, um sie richtig zu füllen." „Warum hast du das getan, Dummkopf?" „Ich fand es gerechter."



14. „Wenn ich dir Lohn abziehe, werden deine Stiefeltern enttäuscht von dir sein!" „Nein, Herr Inspektor!" – „Du hast richtig gehandelt, Karl."

Fortsetzung folgt

Ich bin die

I

Seit mehr als dreißig Jahren gehe ich über diesen Hof, in dieses Haus. LPG „Ernst Thälmann" Bennewitz steht an der Tür. Ich bin hier die Vorsitzende. Wir sind eine LPG Tierproduktion. Wir haben 2 700 Rinder, einen großen Milchviehhof mit 1 800 Kühen. Die alten Stallanlagen haben wir umgebaut, rekonstruiert, in unserer größten Anlage stehen jetzt tausend Tiere. Unseren Plan erfüllen wir immer. An unserem Anfang stand kein gutes Erbe. Wir haben 1952 hier auf dem kleinsten und ärmsten Hof im Ort die Genossenschaft gegründet. Der Bauer war nach dem Westen gegangen, die Flächen waren heruntergewirtschaftet. Die reichen Bauern ringsum haben gelacht. Ein paar arme Bauern, ein paar Landarbeiter, ein paar Hergelaufene waren wir. Manchmal bekam ich anonyme Briefe: „Du Kommunistenschwein! Dich kriegen wir." Manchmal hatte ich Angst, aber ich war nicht allein. Ich hatte die Genossen, meinen Mann, meine Kinder, und ich hatte auch lange noch meinen Vater. Von ihm wußte ich, was ein Kommunist ist, wie stark und gefaßt ein solcher Mensch sein kann auch in Stunden großer Gefahr oder großer Erschütterung.

Vater war schon vor 1933 Kommunist, lange vor dem Kriege. Wir wohnten an der polnisch-litauischen Grenze, in einem kleinen Ort. Vater hatte einen Zeitungsvertrieb, ich trug Zeitungen aus, bis die Nazis an die Macht kamen. Vater haßte Hitler und den Krieg. Jeden Abend hörte er Radio Moskau. Er war fest überzeugt davon, daß die Sowjetunion die Faschisten besiegen und auch das deutsche Volk von Faschismus und Krieg befreien wird. Vater war ein großer Freund der Sowjetunion. Der Krieg ging schon ins vierte Jahr. Da schrieben die Faschisten in der Zeitung, daß Ernst Thälmann und Rudolf Breitscheid bei einem Bombenangriff in Buchenwald ums Leben gekommen seien. Das ist Lüge, sie haben sie ermordet, sagte Vater. Er schnitt die Nachricht aus der Zeitung und versteckte den Zettel im Uhrenkasten. Ich war damals 24 Jahre alt und hatte selbst schon Kinder, aber richtig verstanden habe ich Vater erst nach dem Kriege. Und ich ahnte damals auch noch nicht, daß ich nur acht Jahre später hier in Bennewitz bei Leipzig Vorsitzende einer landwirtschaftlichen Genossenschaft werde, die wir von Anfang an „Ernst Thälmann" nannten. Sein Name war nun auch für mich Ausdruck von Hoffnung und Zukunft. Und das Schönste für meinen Vater war, daß er diesen Sieg noch miterleben konnte. Und dabei hatte er nur noch ein Bein und eine kleine Rente. Sein Glück war sein Glaube an die Sache des Kommunismus.

II

Nun bin ich 65 Jahre alt, habe vier Kinder, vierzehn Enkel und fünf Urenkel. Mein Mann und ich, wir haben hier in Bennewitz unser Haus gebaut, wir sind eine große Familie. Heimat ist für mich da, wo ich lebe, mein Zuhause habe, meine Arbeit, meine Aufgaben, wo es Menschen gibt, die mich brauchen. Unsere Kinder und unsere Enkel sind meist wieder in die Landwirtschaft gegangen. Ein Sohn ist Leiter des Agrochemischen Zentrums, ein anderer leitet die Futterwirtschaft in der Pflanzenproduktion. Im Kooperationsrat sitzen wir uns als Partner gegenüber. Von den Erträgen der Futterwirtschaft hängt die Ernährung unserer Tiere ab. Kooperation heißt Zusammenarbeit, da muß jeder seine Aufgaben erfüllen, sonst wäre die Arbeit als Ganzes gefährdet. Unter meinen Enkeln sind Soldaten und auch Traktoristen, Mechanisatoren und Melker in der Genossenschaft. Mancher hat bei uns gelernt. In der Milchviehanlage haben wir 35 Lehrlinge. Überhaupt haben wir viele junge Leute, unsere Traktoristen sind nicht viel älter als 25.

Ich will wissen, was unsere FDJler beschäftigt. Deshalb gehe ich auch zu ihren Versammlungen. Miteinander reden fördert Verständnis füreinander. Beruf, Arbeit, Freizeit, Freundschaften, Liebe, Zukunft ... wer hätte nicht schon darüber nachgedacht. Wir Älteren haben unsere Erfahrungen: Wir wissen, daß nichts wichtiger ist als Frieden, wenn Menschen leben wollen, und wir wissen auch, daß sich Wünsche nur durch eigene Arbeit erfüllen lassen. Arbeit in der Landwirtschaft ist kein Spaziergang bei nur schönem Wetter. Landwirtschaft ist ein Gewerbe unter freiem Himmel, und Sonne und Regen richten sich nicht nach der Uhr. Wir können nicht durch Knopfdruck den Arbeitstag beenden oder vielleicht ein Tier „abstellen". Jede Kuh muß zweimal am Tag gemolken werden, und mit dem Melken allein ist es bei weitem nicht getan. Ein Tierpfleger beispielsweise muß wissen, welches Futter mit wieviel Eiweißgehalt für einen Liter Milch erforderlich ist. Heute braucht



Frieda Sternberg

ein Facharbeiter das Wissen, das vor Jahren vielleicht noch für den Meister ausreichte. Und wenn früher ein Bauer seine eine Kuh liebte, dann muß sich heute ein Tierpfleger für alle seine Tiere gleichermaßen verantwortlich fühlen. Bei uns arbeiten immer zehn Melker – meist sind es Frauen – in einer Schicht. Eine Frau ist für hundert Kühe zuständig. Und das im Sommer wie im Winter, die Melker hüten die Kühe auch auf der Weide.
Wir brauchen in der Landwirtschaft Menschen, die die Natur lieben und die auch keine Angst haben vor schwerer körperlicher Arbeit. Andererseits aber ist moderne Landwirtschaft ohne den Einsatz von Wissenschaft und Technik nicht denkbar, aber man muß sich ihrer mit Verstand bedienen. Es geht um eine lebenswerte Zukunft für uns alle.

III

Ich habe mich stets auf die Erfahrungen der alten Bauern gestützt und auf ihre von Großeltern und Urgroßeltern erworbenen Weisheiten: Wenn im Altweibersommer die Spinnfäden fliegen, bleibt das Wetter noch zehn Tage schön. Ein Bauer, der den Boden nicht liebt, ist kein Bauer. Boden liefert Futter für das Vieh, und Vieh düngt die Erde – ein Kreislauf der Natur.
Unsere Großväter hatten recht, aber ihre Methoden allein reichen heute für eine gute Ernte nicht mehr aus. Wir alle wollen unser Schnitzel. Das Acker- und auch das Weideland, das unseren Bauern zur Verfügung steht, läßt sich nicht vergrößern, also muß es so bewirtschaftet werden, daß hohe Erträge möglich sind. Hacke und Mistgabel wären da zu wenig, doch die moderne Technik muß den Naturgegebenheiten angepaßt sein, sie darf die Bodenstruktur nicht beschädigen. Boden ist ein Lebewesen, wie andere Lebewesen auch. Könnte er schreien, manchmal würde er es wohl tun. Boden ist das Bett für die Saat, es will gemacht sein. Nicht alles wächst auf jedem Boden. Im Frühjahr muß Erde eine Kruste haben, sonst wird im Herbst die Ernte mager. Ich möchte, daß die Jungen die Erfahrungen der Alten nicht aus den Augen verlieren.
Schon vor mehr als fünfzig Jahren forderten Ernst Thälmann und die Kommunisten in ihrem Bauernhilfsprogramm ein enges Bündnis zwischen Arbeitern und Bauern. Unter Führung der Genossen haben wir als LPG „Ernst Thälmann" die besten Bauern in die Leitung geholt. Auch unter schwierigen Bedingungen hat unsere Genossenschaft ihre Aufgaben erfüllt. Ich erinnere mich noch, es war gleich zu Beginn der Gründung unserer LPG, als die Regierung forderte: Das erste Getreide dem Staat! Wir haben unser Getreide abgeliefert und erhielten schon zwei Jahre später zu Thälmanns Geburtstag unsere erste Auszeichnung – einen Fernsehapparat. Das war eine Sensation. Zum 100. Geburtstag Ernst Thälmanns wollen wir unser Thälmann-Kabinett erneuern. Vieles aus der Entwicklung und Geschichte unserer Genossenschaft wird dann darin sichtbar sein.

IV

In meine Genossenschaft kann jeden Tag ein Minister kommen. „Weißte, Frieda, so viel Ordnung wie du hast!" sagen meine Leute. Der Hof muß jeden Tag gekehrt werden, darauf bestehe ich. Mist wird mit der Gabel aufgehoben. Im Sommer haben wir hier viele Blumen, Dahlien, diese schönen roten. Das machen unsere Frauen. Frauen lieben Blumen.
Seit 1945 bin ich Mitglied des Zentralkomitees unserer Partei. Das ist die beste Schule, aber viel gelernt habe ich auch von unseren sowjetischen Freunden. Vor dreißig Jahren bin ich das erstemal in der Sowjetunion gewesen, in Stalingrad, heute Wolgograd. Ich habe dort am großen Denkmal des Vaterländischen Krieges einen Kranz abgelegt. Die Wolga sahen wir vor uns und auch die Wunden des Krieges, sie waren noch nicht verheilt. Heute dagegen diese schöne, moderne Stadt Wolgograd. Wenn ich solche Veränderung sehe, weiß ich, was Frieden ist. Die Sowjetunion ist mir eine zweite Heimat. Ich habe viele Freunde da. Wie man zur Sowjetunion steht, so hatte doch Thälmann gesagt, das zeigt, ob man Kommunist ist.
Mein Vater hat es mir vorgelebt, und so habe ich auch meine Kinder und Enkel erzogen.

Text: Charlotte Groh
Fotos: Frank Splanemann

LPG
Ernst Thälmann
Bennewitz

Tatü tata!

Bestimmt habt ihr alle schon einmal miterlebt, wenn die Feuerwehrautos mit dem nicht zu überhörenden „tatü tata“ durch die Straßen rasen und alle anderen Fahrzeuge schnellstmöglich seitwärts ausweichen und stehen bleiben. Das ist wichtig, damit die Feuerwehr zügig zum Einsatzort gelangt, von dem der Alarm ausgelöst wurde. Apropos Alarm: Wißt ihr eigentlich, wie man sich in so einem entscheidenden Moment, von dem sehr viel abhängen kann, verhält? Richtig ist immer, den nächsten Erwachsenen anzusprechen, ihn um Hilfe zu bitten.

Wenn keiner anwesend ist, dann aufgepaßt – so wird's gemacht: Für den Fall einer Alarmierung über Telefon verhaltet ihr euch in dem Moment, wo sich die Feuerwehr meldet so, daß folgende Angaben ruhig und deutlich artikuliert gemacht werden: WO BRENNT ES (genau den Ort bezeichnen, Straße und Hausnummer). Die genaue Angabe des Brandortes ermöglicht der Feuerwehr ein schnelles Eintreffen an der Brandstelle. WAS BRENNT (das Objekt nennen, das brennt). Diese Angaben sind deshalb so entscheidend, weil die Feuerwehrleute bereits während der Anfahrt zum Einsatzort handeln können, in dem sie genau festlegen, welche Geräte und Löschmittel eingesetzt werden müssen. Sind Menschen oder Tiere in Gefahr, ungefähre Anzahl angeben. Auch durch diese Information können sich die Feuerwehrleute auf mögliche Rettungsaktionen vorbereiten.

WER MELDET DEN BRAND (der Anrufer muß seinen Namen, seine Adresse, seine Telefonnummer und den Ort, von dem er sich meldet, nennen). Das ist wichtig, falls Rückfragen durch die Feuerwehr notwendig sind. Das beste ist natürlich, wenn es erst gar nicht zu einem Brandschaden kommt. Deshalb ist es auch unser Anliegen, euch zum Nachdenken bezüglich des Brandschutzes anzuregen. Das nachfolgende Preisausschreiben, das sich aus zwei Teilen zusammensetzt, gibt euch die Möglichkeit, euer Wissen um die Verhütung von Bränden zu testen und aufzufrischen.

Zeichnungen: Horst Alisch



Wie wird es gemacht?

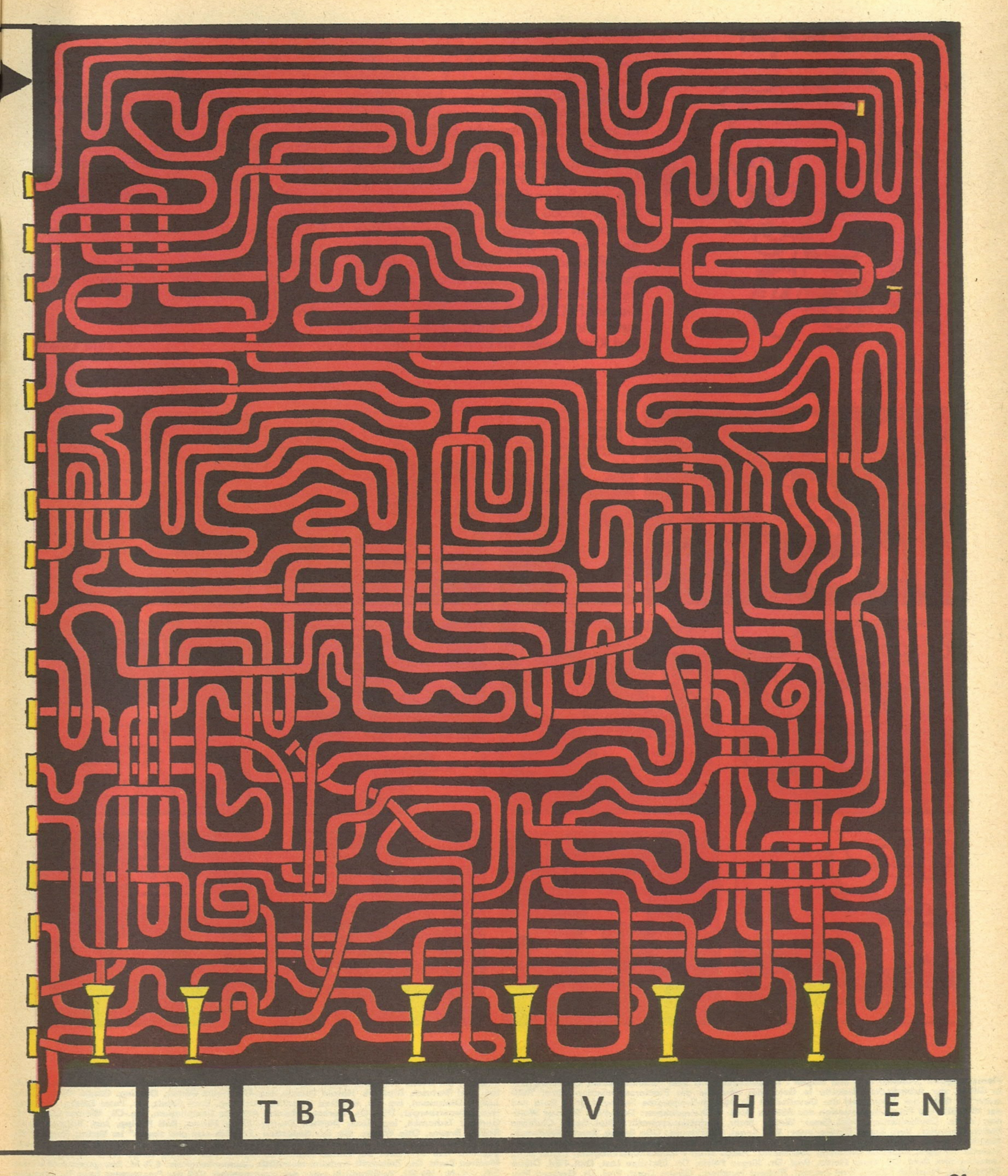
Sechs Fragen werden gestellt. Zu jeder dieser Fragen sind drei Antworten vorgegeben, wovon aber nur eine richtig ist. Koppelt die Antwort, die ihr für richtig haltet, mit dem gegenüberliegenden Schlauchanschluß rechts zusammen. Verfolgt den Verlauf dieses Schlauches bis zum Auslaufstück und schreibt in das betreffende Kästchen darunter die beiden Buchstaben, die hinter eurer gewählten Antwort stehen. Wenn ihr das mit allen sechs Fragen richtig gemacht habt, erhaltet ihr unten einen Satz, den sich jeder von euch zu Herzen nehmen sollte!

Schreibt den Satz auf eine Postkarte und schickt diese an „Frösi“, 1056 Berlin, Postschließfach 37. Einsendeschluß: 30. September 1985.

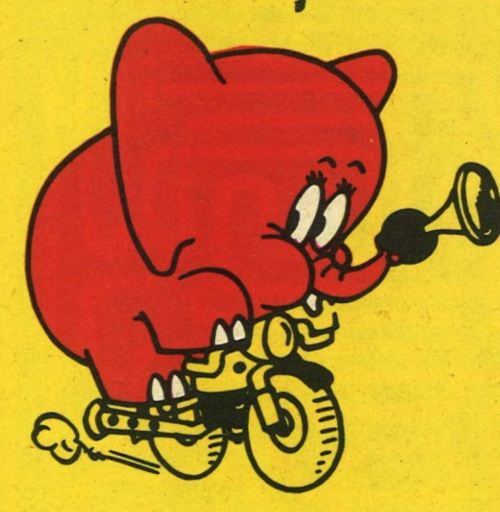
112 Preise sind zu gewinnen.



Frage	Antwort	
Wie müssen sich die Schüler bei einem Feueralarm in der Schule richtig verhalten?	Wenn es nicht in der eigenen Klasse brennt, ruhig und diszipliniert in der Klasse bleiben.	AL
	Die Schüler begeben sich geschlossen, ohne Mitnahme von Gegenständen, zum festgelegten Sammelort.	ÜT
	Ein Schüler läuft zum Sekretariat und fragt, was zu tun ist.	KI
Welche Beleuchtung darf man auf dem Boden oder im Keller verwenden, wenn keine elektrische Beleuchtung vorhanden ist?	Petroleumlampe (offene)	ME
	Brennende Kerzen	OS
	Taschenlampe	ÄN
Wie ist Asche aufzubewahren oder zu transportieren?	In Marmeladeneimern, weil sie sich gut transportieren lassen.	GU
	In einem großen Zellophanbeutel.	IN
	In Behältnissen aus nichtbrennbarem Material.	ER
Welche Brände können mit Wasser gelöscht werden?	Brände von Holz, Papier, Stroh, Textilien.	LF
	Brände von Benzin und Dieselkraftstoff, Öl und Fett.	SP
	Brände von elektrischen Leitungen.	GR
Von welchem Alter an kann man Angehöriger der freiwilligen Feuerwehr werden?	Ab 14 Jahre	WI
	Ab 16 Jahre	HE
	Ab 18 Jahre	MI
Welche Flamme auf einem Gasherd zündet man zuerst an?	Links	AB
	Vorn	NO
	Hinten	DE


TBR
V
H
EN

Da seid ihr ja!



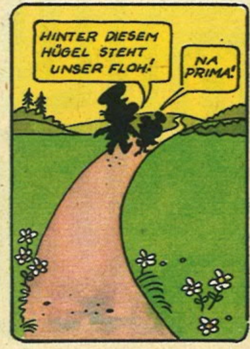
Herzlich willkommen auf Seite 32. Käpt'n Lütt und Koko haben sich hier auch noch breit gemacht. Aber halb so schlimm!
Was ich euch zu sagen habe, das ist mit wenigen Worten getan. Jeden Monat wird der Postberg, der unsere Redaktion in Sachen SERO erreicht, größer. Darüber freue ich mich natürlich sehr, und ich hoffe, daß ihr auch zukünftig nicht nachlassen werdet, wenn es um das Aufspüren von Sekundärrohstoffen geht.
Bis zu 10000 Briefe und Karten landen monatlich auf unseren Tischen, geschrieben von fleißigen Sammlern in der „Großfahndung – Millionen für die Republik!" Und ich bin sicher, daß unser Ferien-Lotterie-Los-Postkarten-Knüller in diesem FRÖSI-Heft von euch bestens genutzt wird. Also: Fleißig weitersammeln und Kartengrüße an Emmy schicken.

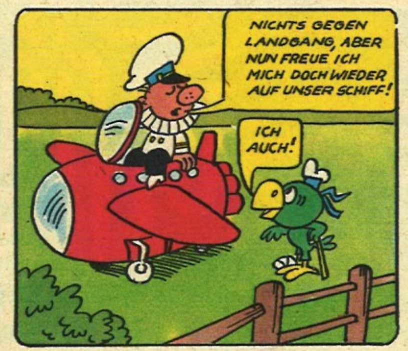
Bei der großen Zahl der Einsendungen könnt ihr euch sicherlich vorstellen, daß meine Helfer in der Redaktion alle Hände voll zu tun haben, um eure Post zu beantworten. Ich bitte euch deshalb ganz herzlich um Verständnis, wenn die Antwort nicht immer postwendend bei euch eintrifft. Ihr sollt wissen: Wir halten unsere Versprechen, und die von uns angekündigten Preise werden auch verschickt, es sei denn, ihr habt den Absender vergessen.
Viele tausende von euch haben schon Post von mir erhalten, und auch in Zukunft will ich versuchen, euch schnell zu antworten. Aber, wie schon gesagt, seid mir nicht böse, wenn es nicht ganz so schnell geht.

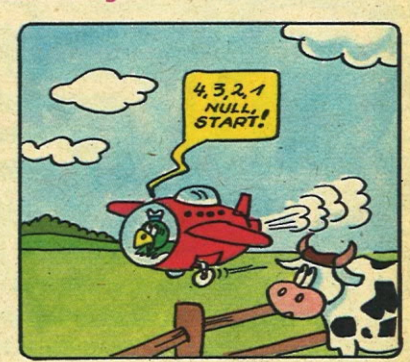
Eure Emmy

TANZMÄUSE GESUCHT
Wer in Berlin oder Umgebung wohnt und Lust hat, sich im Tanzen zu versuchen, der kann am 12. September 1985 um 15.00 Uhr zum Turniertanzclub „Spree-Athen" in das Haus der Jungen Pioniere „German Titow", Berlin-Lichtenberg, Parkaue 25, kommen. Eingeladen sind tanzinteressierte Mädchen und Jungen (möglichst paarweise) zwischen 9 und 13 Jahren. Bitte Hallenturnschuhe mitbringen.



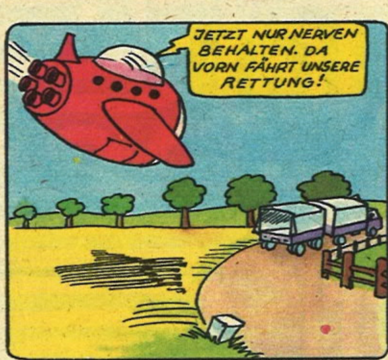


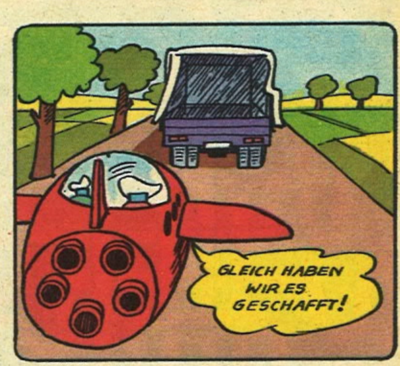


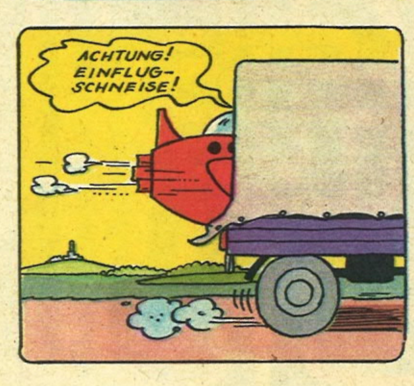




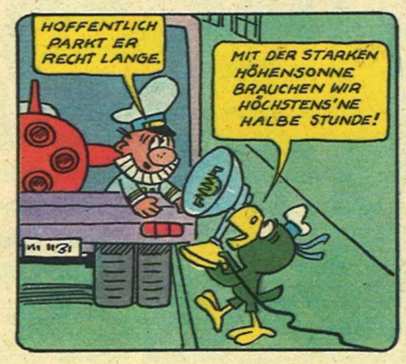


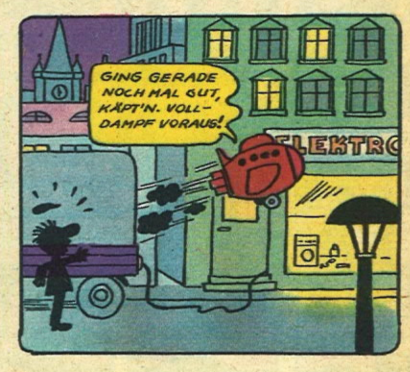








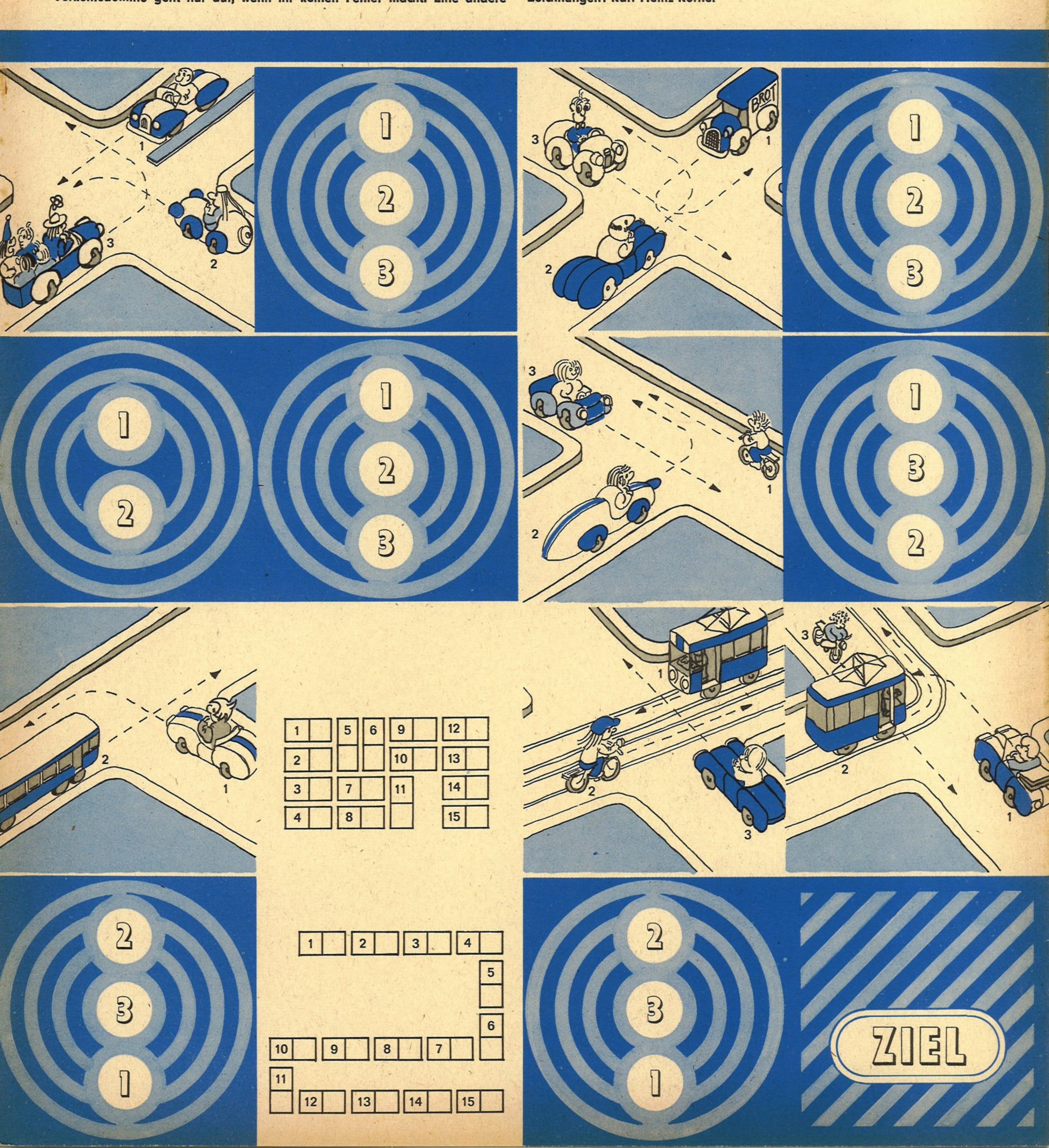


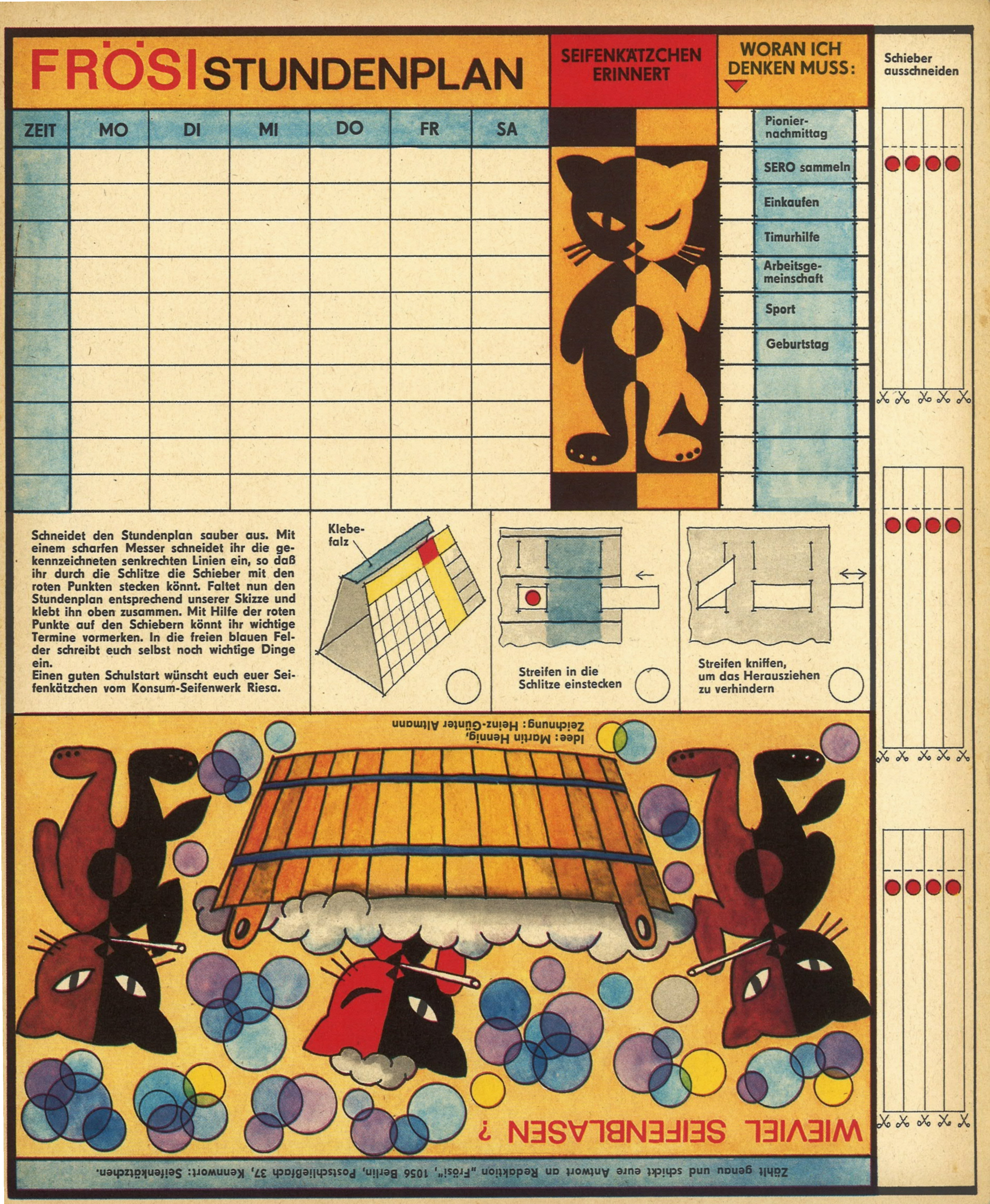


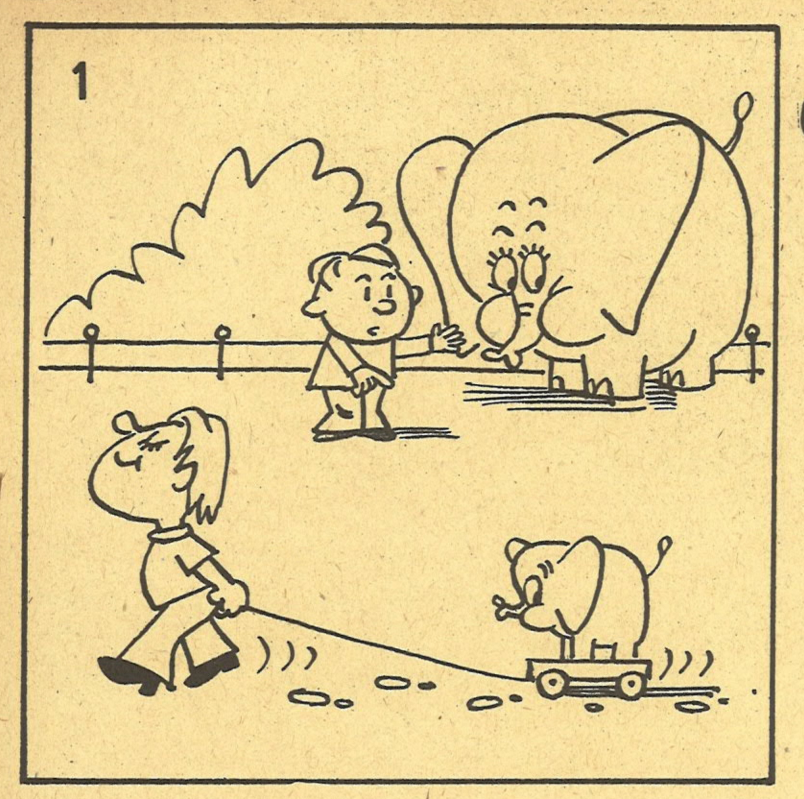
Pioniermagazin „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold, der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und der Medaille der Pionierorganisation des SSM in Gold. – Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr, Redaktionssekretär: Dipl.-Gewi. Christine Meier, Gestalter: Vera Kruse, Chefreporter: Ralf Kegel, Redakteure: Ulla Brocke, Renate Bredereck, Sieglinde Behn, Frank Frenzel, Manfred Heilmann, Marita Kloss, Annegret Kobow, Lotti Simon, Annette Schlegel, Annerose Zehmisch, Sekretariat: Helga Wulff – Redaktionskollegium: Ingrid Ring, Hans-Joachim Graf, Dr. Klaus Herde, Prof. Dr. Jürgen Polzin, Dr. Christine Lost, Dipl.-Päd. Dieter Wilkendorf, Friedrich Kühne, Fred Petzold, Richard Hambach, Günter Dorst, Prof. Dr. Gerhard Misgeld, Dipl.-Gewi. Elisabeth Richter, Margit Mahlke, Doris Weißflog, Prof. Dr. Reinhard Mocek, Dipl.-Päd. Reinhold Skottky, Klaus Rebelsky, Günther Feustel, Hans-Joachim Riegenring, Hansgeorg Meyer, Dr. Gisela Wessely, Ehm Kurzweg, Dipl.-Päd. Gerhard Kirner, Dr. Käthe Sima-Niederkirchner, Dr. Dieter Merzdorf, Dieter Schönherr. – Wissenschaftlich-technischer Beirat: Horst Alisch, Ing. Karl Bartusch, Dipl.-Ök. Harald Drasdo, Ing.-Ök. Heinz Görner, Obering. Gunter Giersch, Ing. Jochen Dietzmann, Ing.-Ök. Manfred Kutschick, Dipl.-Ing. Erich Schulz, Dr. Peter Lobitz, Dipl.-Ing. Hans Mauersberger, Dipl.-Ök. Gerhard Meinke, Albrecht Camphausen, Ing.-Ök. Werner Ondracek, Gerhard Tscharnke, Ing. Klaus Barthel, Dr.-Ing. Harry Förster, Rolf Philipp, Ing. Brigitte Barth, Regina Brauns, Otto Weber. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag Junge Welt, 1080 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi" 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag Junge Welt. Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementpreis: 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 8010 Dresden, Julian-Grimau-Allee. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und Zustimmung der Redaktion.
Redaktionsschluß: April 1985

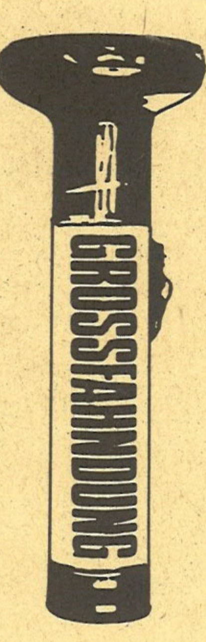
Zunächst einmal schneidet ihr unser Verkehrsdomino an den weißen Linien aus. Ihr erhaltet 15 Spielkarten. Schon kann es losgehen.
Legt die Startkarte auf. Ihr seht eine Vorfahrtssituation. In welcher Reihenfolge wird gefahren? Die Lösung: 1, 2, 3. Legt die entsprechende Karte mit den Ziffern in dieser Reihenfolge an. Im rechten Feld findet ihr nun die Ziffern 2, 3, 1. Sucht dazu das passende Bild. Und so geht es weiter. Unser Verkehrsdomino geht nur auf, wenn ihr keinen Fehler macht. Eine andere Spielvariante: Die Startkarte wird aufgelegt, alle anderen Karten sind verdeckt und gemischt. Abwechselnd zieht jeder Mitspieler eine Karte und prüft, ob er sie anlegen kann.

Idee: Dieter Döhler, Willy Weibezahl
Zeichnungen: Karl-Heinz Körner



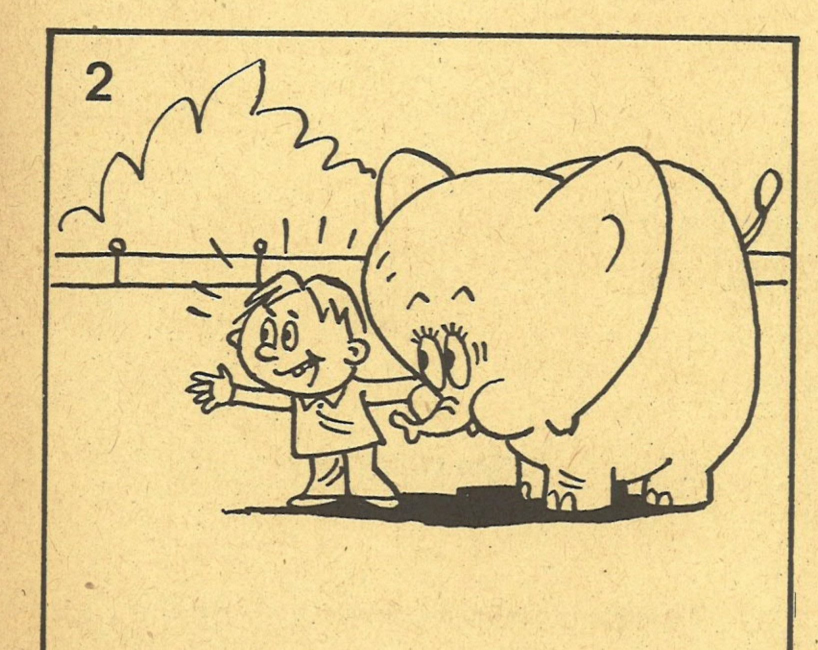

FRÖSI STUNDENPLAN
SEIFENKÄTZCHEN ERINNERT
WORAN ICH DENKEN MUSS:
Schieber ausschneiden
ZEIT
MO
DI
MI
DO
FR
SA
Pionier-nachmittag
SERO sammeln
Einkaufen
Timurhilfe
Arbeitsge-meinschaft
Sport
Geburtstag
Schneidet den Stundenplan sauber aus. Mit einem scharfen Messer schneidet ihr die gekennzeichneten senkrechten Linien ein, so daß ihr durch die Schlitze die Schieber mit den roten Punkten stecken könnt. Faltet nun den Stundenplan entsprechend unserer Skizze und klebt ihn oben zusammen. Mit Hilfe der roten Punkte auf den Schiebern könnt ihr wichtige Termine vormerken. In die freien blauen Felder schreibt euch selbst noch wichtige Dinge ein.
Einen guten Schulstart wünscht euch euer Seifenkätzchen vom Konsum-Seifenwerk Riesa.
Klebe-falz
Streifen in die Schlitze einstecken
Streifen kniffen, um das Herausziehen zu verhindern
Idee: Martin Hennig, Zeichnung: Heinz-Günter Altmann
WIEVIEL SEIFENBLASEN ?
Zählt genau und schickt eure Antwort an Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Seifenkätzchen.

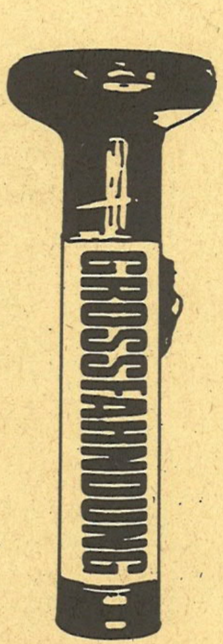




Emmy wartet auf Ferien-Sammelpost in Sachen SERO

Zu unserer Lotterielos-Beilage im Heft





Eine eigene Bäckerei hat das Fe

Absender: ....
....
....
....
nur bei Gewinn Glücksnummer aufkleben

Mein/unser Sammelergebnis:

.... **Stück Flaschen und Gläser**

.... **kg Papier**

.... **kg Schrott**

Bestätigung der Annahmestelle oder des Pionierleiters

....

Redaktion FRÖSI

1056 Berlin

PSF 37, Kennwort: Emmy

Tüte und Emmy haben sich gemeinsam etwas ausgedacht. Einen Sommerferienknüller allererster Güte. Was ist zu tun?
Sammelt Sekundärrohstoffe und laßt wie immer euer Ergebnis vom Pionierleiter oder der Annahmestelle bestätigen. Aber noch nicht abschicken!
Nun kommt's! Am 1. September 1985 schaltet ihr um 19.00 Uhr das 1. Programm des Fernsehens der DDR ein und verfolgt aufmerksam die Ziehung der Tele-Lotto-Zahlen. Am Schluß der Sendung werden zwei dreistellige Prämienzahlen bekanntgegeben. Um die geht es! Vergleicht sie mit den letzten drei Ziffern eurer Glücksnummer. Stimmt eine der beiden Zahlen mit eurer Zahl

Absender: ....
....
....
....
nur bei Gewinn Glücksnummer aufkleben

Mein/unser Sammelergebnis:

.... **Stück Flaschen und Gläser**

.... **kg Papier**

.... **kg Schrott**

Bestätigung der Annahmestelle oder des Pionierleiters

....

Redaktion FRÖSI

1056 Berlin

PSF 37, Kennwort: Emmy

Absender: ....

....

....

....

nur bei Gewinn Glücksnummer aufkleben

Mein/unser Sammelergebnis:

.... **Stück Flaschen und Gläser**

.... **kg Papier**

.... **kg Schrott**

Bestätigung der Annahmestelle oder des Pionierleiters

Redaktion FRÖSI

1056 Berlin

PSF 37, Kennwort: Emmy

überein, ist automatisch ein Emmy-Sonderpreis gewonnen, vorausgesetzt, ihr habt auch Sekundärrohstoffe gesammelt. Klebt dann eure Glücksnummer mit auf eine der Postkarten. Den Sonderpreis gibt's per Post etwa vier Wochen später.
Alle fleißigen SERO-Sammler, deren Glücksnummern nicht ermittelt wurden, haben natürlich auch ihre Chance, einen Emmy-Preis zu gewinnen. Wie immer verschicken wir Emmy-Aufkleber, Emmy-Puzzle, Bestecktaschen und Emmy-Ausmalhefte in großer Anzahl.

Also: Emmy erwartet eure Post nach dem 1. September 1985.

Absender: ....

....

....

....

nur bei Gewinn Glücksnummer aufkleben

Mein/unser Sammelergebnis:

.... **Stück Flaschen und Gläser**

.... **kg Papier**

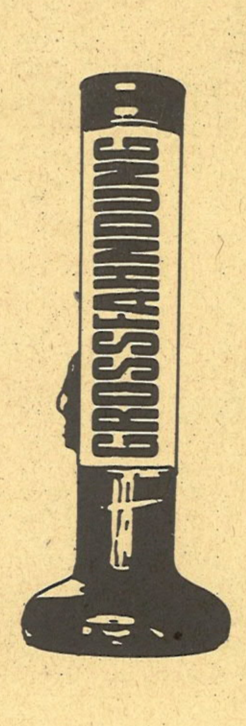
.... **kg Schrott**

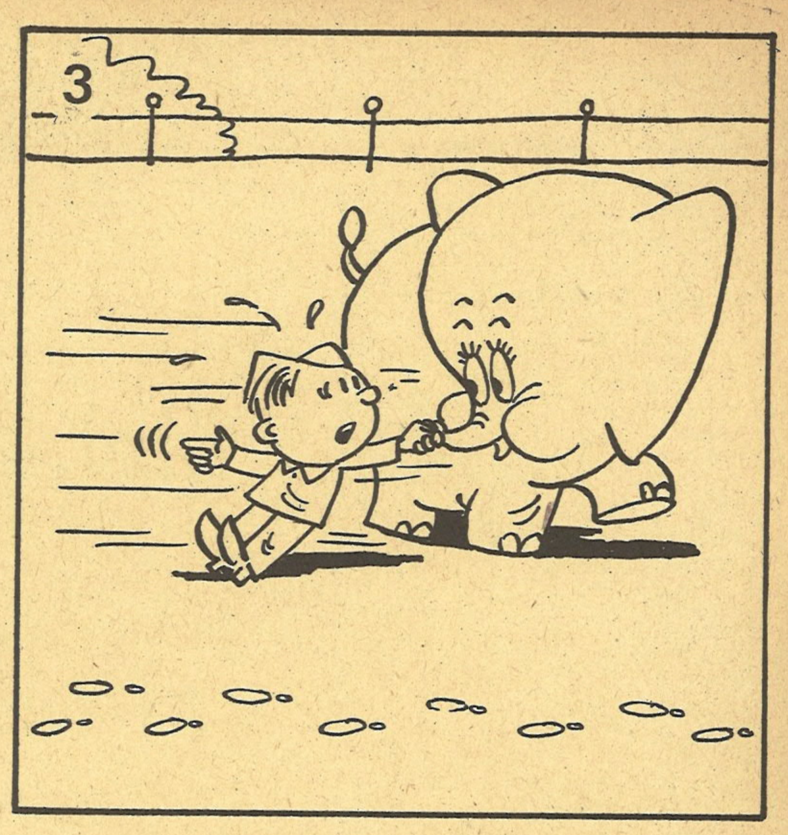
Bestätigung der Annahmestelle oder des Pionierleiters

Redaktion FRÖSI

1056 Berlin

PSF 37, Kennwort: Emmy





Emmy hat für euch eine Postkarten-Bildgeschichte vorbereitet. Malt die Karten bunt, gestaltet sie mit kleinen Ergänzungen. Die lustigsten Zeichnungen werden prämiert und veröffentlicht.

Macht mit bei der „Großfahndung – Millionen für die Republik!" Emmy wartet auf eure Ferienpost!

Zeichnungen: Horst Alisch



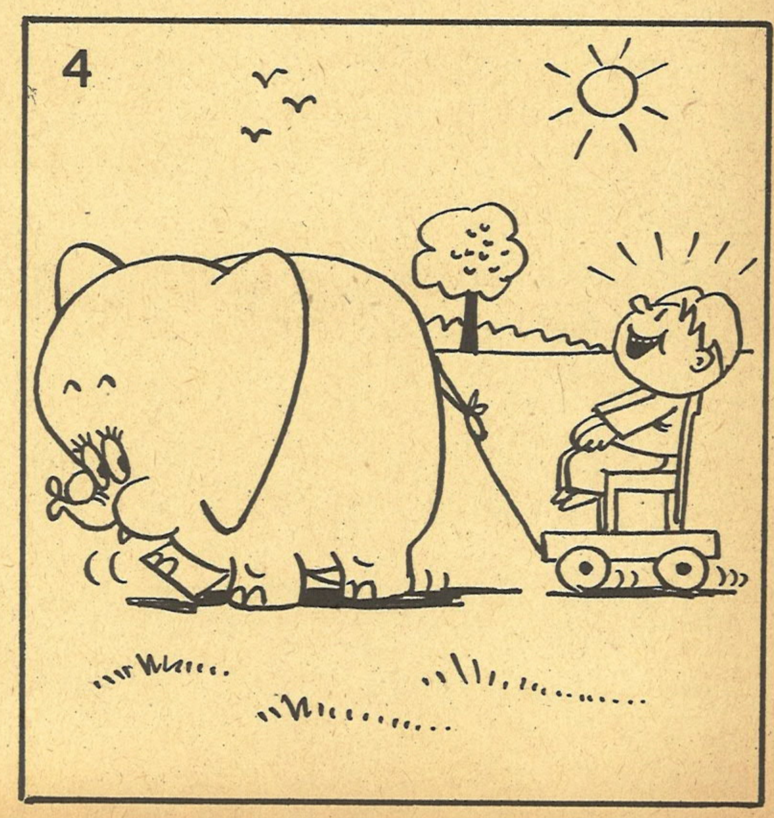




Bild des Monats „Frösi" 8/85
Suzuki Harunobu (1725–1770), Japan,
„Frauenschönheiten", Farbholzschnitt

Staatliche Museen zu Berlin

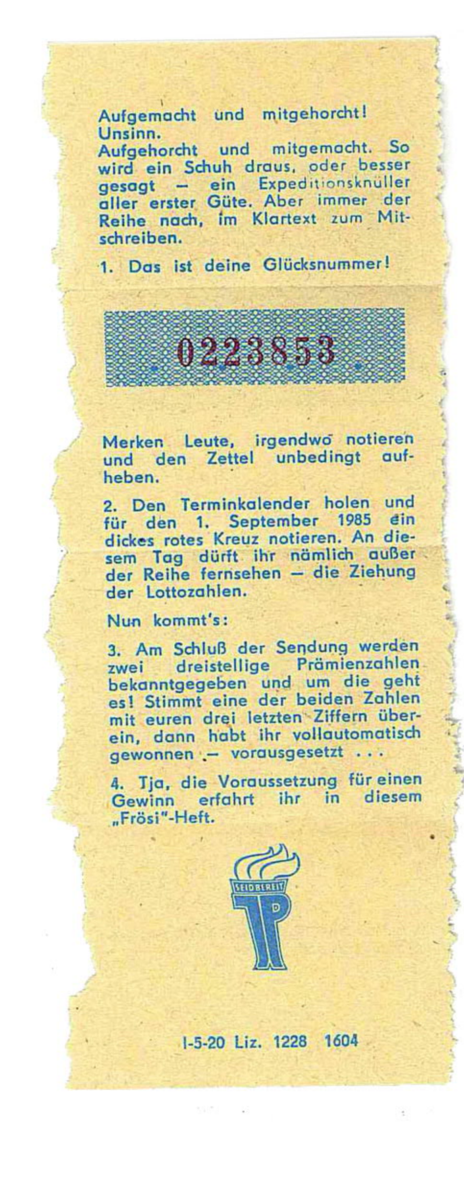
FDJ

FÜR FRIEDEN UND SOZIALISMUS

IMMER BEREIT

ein Klappkärtchen mit Fahnen drauf, darin eingelegt der "Pionierauftrag"





Aufgemacht und mitgehorcht! Unsinn.
Aufgehorcht und mitgemacht. So wird ein Schuh draus, oder besser gesagt — ein Expeditionsknüller aller erster Güte. Aber immer der Reihe nach, im Klartext zum Mitschreiben.

1. Das ist deine Glücksnummer!

0223853

Merken Leute, irgendwo notieren und den Zettel unbedingt aufheben.

2. Den Terminkalender holen und für den 1. September 1985 ein dickes rotes Kreuz notieren. An diesem Tag dürft ihr nämlich außer der Reihe fernsehen — die Ziehung der Lottozahlen.

Nun kommt's:

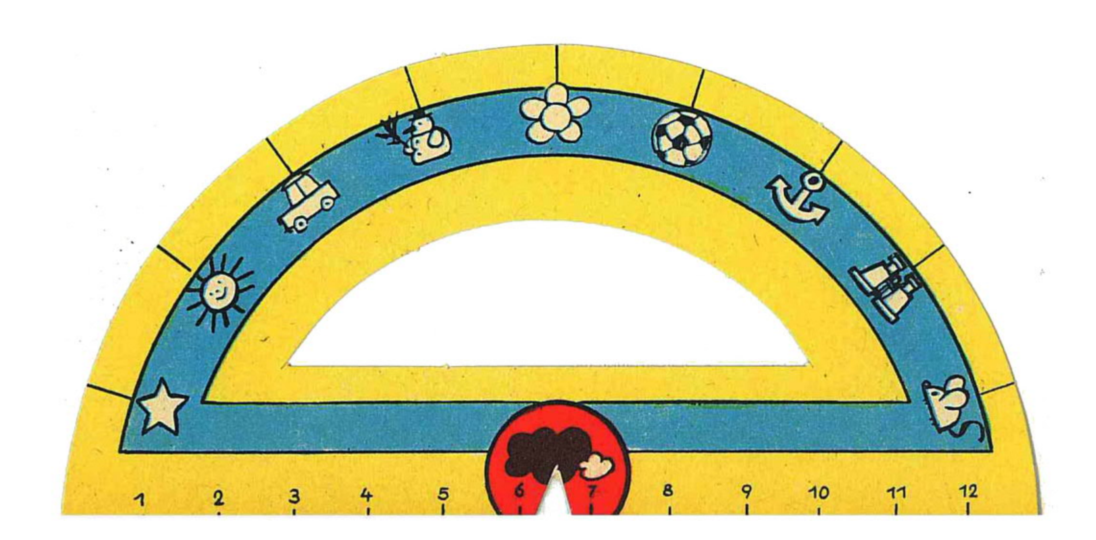
3. Am Schluß der Sendung werden zwei dreistellige Prämienzahlen bekanntgegeben und um die geht es! Stimmt eine der beiden Zahlen mit euren drei letzten Ziffern überein, dann habt ihr vollautomatisch gewonnen — vorausgesetzt . . .

4. Tja, die Voraussetzung für einen Gewinn erfahrt ihr in diesem „Frösi"-Heft.

SEID BEREIT

I-5-20 Liz. 1228 1604

Tüte-Lotterielos



Winkelmesser zum Lösen der Posterrätsel

2 Im Tierpark Wernigerode

13 827 m hoch! Im Harz

8 Diesbar / Seußlitz

7 Auf der Insel Rügen

Robert Schumann

14 In Waagewitz

10 Vor dem Märkischen Museum in Berlin

16 Auf dem Brocken

3 Ein Hahn

9 Georg Friedrich Händel

In Oschatz

11 Die Insel Poel!

17 Warmstedt

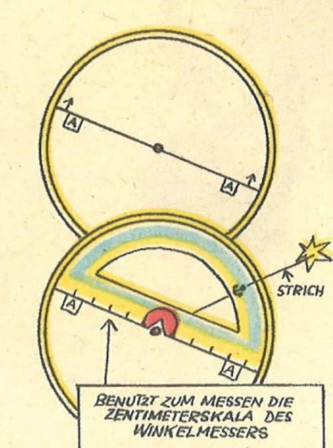
1 In Halberstadt

15 Auf der Insel Zingst

5 Die Insel Hiddensee

12 Eine Kuh

6 477 m hoch! Im Thüringer Becken



Ferienfahrt für Knobelfans

Wieder einmal geht es kreuz und quer durch unser schönes Land. Laßt euer Licht leuchten. Neun „Frösi"-Leser stellen euch neun knifflige Fragen. Und ihr sollt neunmal unter den vielen Randbildern das Bild erwischen, das die richtige Antwort nennt. Benutzt dazu den im Heft beiliegenden Knobel-Winkelmesser. Und schon geht's los:

A Zentrum fragt Anker auf Welle 12:
Auf welcher Insel befindet sich der Königsstuhl?

Was antwortet „Anker" bzw. welches richtige Randbild verrät uns „Anker"? Sucht im Mittelkreis die Linie A. Legt an diese Linie den Winkelmesser in Pfeilrichtung – also nach oben – an. Markiert auf dem gelben Außenkreis die Lage des Ankers. Zieht vom Kreismittelpunkt über den Anker einen 12 cm langen Strich. Die Nummer des Sterns, bei dem der Strich landet, sagt euch, in welchem Bild die richtige Antwort steckt. Ihr braucht es nur noch am Rand zu suchen.

Alles klar? Dann macht euch über die anderen Fragen her. Hier sind sie:

B Zentrum fragt Pkw auf Welle 10:
Wo befindet sich das in der DDR einmalige Waagenmuseum?

C Zentrum fragt Schneemann auf Welle 14:
Wie heißt der wärmste Ort der DDR?

D Zentrum fragt Sonne auf Welle 15:
Wie hoch ist der Kyffhäuser? Wo liegt er?

E Zentrum fragt Blume auf Welle 9:
Wie heißt der Komponist, der 1685 in Halle geboren wurde?

F Zentrum fragt Fußball auf Welle 8:
Wo sind im Harz Mammutbäume zu finden?

G Zentrum fragt Stern auf Welle 13:
Wo steht der einzige reitende Roland?

H Zentrum fragt Fernglas auf Welle 11:
Welches Tier steckt im Wappen der Stadt Frankfurt/Oder?

I Zentrum fragt Maus auf Welle 18:
Welche Insel trägt den Kosenamen „Dat söte Länneken"?

Zeichnung: Richard Hambach

Die Fragen zu dieser Knobelfahrt stellten euch unsere Leser:
Peggy Pfefferkorn, 7400 Altenburg
Bettina Chust, 7260 Oschatz
Mirko Kolodziej, 7700 Hoyerswerda
Jörg Laos, 7200 Borna
Stefan Wende, 4118 Niemberg
Mario Schulze, 7963 Golßen
Jens Schönrock, 3220 Eisleben
Antje Richter, 1200 Frankfurt/Oder
H. Lampe, 2320 Grimmen

Früchte des Waldes

Zerreiche

Eichenblüte

Stieleiche

Traubeneiche

Roßkastanie

Eicheln und Kastanien sind sehr wichtig
für die Winterfütterung des Wildes
und als Futtermittelzusatz für Rinder und Schweine.
Sammeln könnt ihr überall, wo Eichen und Kastanienbäume stehen.
Alle Forstwirtschafts- und LPG-Tierproduktionsbetriebe
kaufen von September bis November Eicheln und Kastanien auf.
Je Kilogramm Eicheln werden 40 Pf gezahlt
und je Kilogramm Kastanien 25 Pf.

Edelkastanie

Roteiche